

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1858)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Gott grüß euch liebe Schweizerbrüder,
In allen Landen, fern und nah!

Seht ihr den alten Boten wieder,
So ist das Neue Jahr auch da.

Was hab' ich wohl in meiner Tasche,
Wer ist so feck und langt hinein?

Hoho! gieb Acht auf meine Flasche —
Vom Schützenfest ist's Ehrenwein! —

Den ließ der Muß mir überreichen
Und hat mir selbst ein Hoch gebracht,

Weil ich, trotz allen meinen Zeichen,
So schönes Wetter ihm gemacht.

Jetzt zieh' ein Andrer, aber besser,
Und lasz die Flasche mir in Ruh:

— Ein Prüß! — mit einem Kabismesser,
Sammt Glixableiter noch dazu!

Ja vor dem Bilde ist gut lachen,
Beim Ofen, so in guter Hut,
Doch vor ihm selbst, beim Pulverkrachen,
Da braucht es mehr als Stuben-Muth.

Wohl zählt kein Schweizer seine Feinde,
Nur auf den alten Gott zählt er,

Der stets sich noch mit ihm vereinte,
Wenn einig war sein kleines Heer;

Gilt unsren alten heil'gen Rechten,
Der Freiheit: da will um dieß Gut,

Der Knabe schon, der Greis noch fechten,
Da schont kein Schweizer Gut noch Blut.

Wohl uns, daß in den Preusentagen
Dieß auch so glänzend sich bewährt!

Wie oft hat nicht ein mutzig Wagen
Den frechsten Feind schon abgewehrt!

Doch danket Gott! wie es gekommen —
Krieg hat noch nie ein Volk beglückt;
Den "Prüß" hab' ich nur mitgenommen,
Dass ihr doch Einen einst erblickt.
Jetzt zieh' ein Andrer, doch bescheiden:
— Ein goldgestickter Herrenfrack! —
Was hat wohl dieser zu bedeuten?
Parisermode und Geschmack
Ist's eben nicht, was ich möcht rathe,
Dass ihr zur Tracht erwählen sollt,
Wie eu're Frauen voll Zierrathen,
Von Seide strozend und von Gold;
Doch dass ein Volk, sei's noch so mutig,
Nicht Alles zwingt durch rohe Kraft;
Dass man vor großen Herrn unblutig
Auch kann gewinnen eine Schlacht;
Dass Ein Mann, bloß mit Geisteswaffen
Ein ganzes Volk verfechten kann
Und ihm sein volles Recht verschaffen:
Das zeigt der goldne Frack euch an.
Läßt sehn, was hast denn du gezogen?
— Ein theures Brod! — Aus Erntenoth?
O nein! Es ward auch schlecht gewogen,
Vom Geiz und Wucher — straf' sie Gott! —
Doch weiter! was hast du gezogen?
Ah seht! — Das Industriegebäud'
Wo sie des Volkes Werth gewogen,
Nach seiner wahren Tüchtigkeit;
Denn nicht um glimpflich anzubringen
Der Lotterie verbotnen Kram,
Nein! für des Fleisches edles Ringen
Die Ausstellung zu Stande kam.
Heil unserm Volke, das in Ehren,
Trotz seines Landes kargem Schoß,
Durch eignen Fleiß sich weiß zu nähren
Und sich begnügt mit seinem Loos! —
Ihm folgt kein Fluch auf jedem Schritte,
Von unterjochter Völker Weh,
Gastfreundlich blüht's, nach alter Sitte,
Ein Eiland in der wilden See,

Und du, was ist denn dir geworden?
Gi! — Ein Kommet mit langem
Schweif! —
Der sollte kommen uns zu morden,
Noch eh' wir zum Gerichte reif! —
O dumme Welt, voll Übergläuben!
Du undankbare Creatur,
Die sich die Seelenruh läßt rauben,
Trotz aller Ordnung der Natur!
Jetzt zieh' ein Andrer, doch was Gutes:
O weh! — Ein Leichenzug! — welch'
Bild!
Doch weisen wir gesenkten Hutes,
Bis wir die Bruderpflcht erfüllt,
Denn seht! Es ist der Zug von Särgen
Der Opfer aus dem Hauenstein —
Manch Heldenherz sie in sich bergen,
Das sich freiwillig setzte ein.
Was ist des Menschen fühlnes Treiben!
Ein Hauch segt ihm ein frühes Ziel,
Da liegt, trotz allem seinem Sträuben
In Trümmern sein Titanenspiel. —
Doch jetzt mödt' ich noch fröhlich schließen,
Läßt sehn, wer zieht das letzte Loos?
— Das eidgenössische Freischießen! —
Ja, das war wirklich schön und groß.
Seht da die Banner der Kantone,
Mit ihren Wappen reich verziert,
Nicht eines fehlt am Thurm Balkone,
Eintracht hat alle hergeführt.
Vor langgedehnter Scheibenreihe
Kracht's unaufhörlich bis zur Nacht,
Und in der Festhütt' wird mit Weihe
Manch vaterländisch Hoch gebracht;
Musik ertönt und Lieder schallen,
Ein lust'ger Zug den Becher holt;
Auch donnergleiche Schüsse knallen,
Empfang und Abschied wird gezollt;
Und in dem bunten Festgedränge
Webt Feder selbst die Polizei,

Es zeigt die ganze Volkesmenge,
Dass sie der Freiheit würdig sei.
Auch weihten sie, nach Väterweise,
Des Herren Tag, wie er's gebot,
Und feierlich erscholl die Weise:

"Ein' feste Burg ist unser Gott."

Ja! Wer will uns die Freiheit rauben,
Wenn Er uns hält der Eintracht Band,
Wenn Sittlichkeit noch gilt und Glauben?
Gott segne unser Vaterland!

Einiges über Erziehung. (Fortsetzung vom Jahrg. 1857.)

III. Artikel.

Vom unsleißigen Schulbesuch, was er schadet, und wie es da besser sein könnte.

Zu N. N., in einem großen Dorfe, das ich aber nicht näher bezeichnen will, hat man sehr geschickte, eifrige Schulmeister, wie sie nicht überall zu finden sind. Nicht nur in den gewöhnlichen Fächern, als: Religion, Schreiben, Lesen, Rechnen und Gesang ertheilen sie gründlichen Unterricht, auch in der Erdbeschreibung, in der Geschichte, im Zeichnen, Feldmessen und andern Wissenschaften können sie der Jugend viel Nützliches lehren. Und doch ist die Jugend zu N. N. meistentheils noch sehr unwissend. Von den ältern Knaben ist kaum einer im Stande, einen verständlichen, sprachrichtigen Brief zu schreiben, oder eine nicht ganz gewöhnliche Rechnung schnell und sicher zu machen; kaum einer kann einen förmlichen Conto aussertigen, geschweige ein Hausbuch einrichten und führen. — Woher kommt das? An den Lehrern fehlt es da gewiss nicht, wie dies vielleicht an andern Orten hier und da der Fall sein dürfte; auch an den Gaben der Kinder fehlt es nicht; viele begreifen Alles leicht und lernen ohne Mühe. Aber an den Eltern fehlt es, die ihre Kinder so unsleißig in die Schule schicken, und an der lauen Schul-

Kommision fehlt's, welche die Eltern nicht warnt und zu ihrer Pflicht anhaltet. Man denke einmal: In N. N. sind bei 400 schulpflichtige Kinder, und von diesen sieht man Winterszeit oft kaum $\frac{3}{8}$, Sommerszeit kaum $\frac{1}{8}$ in der Schule. Einige bleiben ganze Wochen, ja Monate lang ohne Noth aus; kaum eines kommt regelmäßig alle Tage, wie es doch bei Allen nöthig wäre. In diesem unsleißigen Schulbesuche liegt der Schlüssel zur Erklärung der traurigen Erfahrung, daß ungeachtet der geschickten Lehrer die Uneschicklichkeit vieler Kinder noch so groß ist. Die Sache ist ganz natürlich. Denn wenn man was Rechtes lernen will, so muß man Zeit dazu haben; es muß einem wichtig sein; man muß sich viel üben, und die Übungen so selten als möglich unterbrechen. Das Alles ist um so richtiger, je schwerer die Sache ist, die man lernen will.

Nun aber sind bloß Schreiben (ich meine allerlei Briefe und Auffäße schreiben), Lesen (ich meine schön und deutlich lesen und das Gelesene verstehen) und Rechnen (ich meine im Kopf und mit Zahlen jede, auch schwerere Rechnungsaufgabe flink und sicher lösen); bloß diese drei Fächer sind schon recht schwere Sachen, woran Mancher sein ganzes Leben, nicht nur in der Jugend, lernt. Darum ist es erklärlich, daß ein Knabe es nicht weit darin bringt, wenn er mehr die Geisel und den Flegel in der Hand hat, als die Feder; wenn er mehr auf das Vieh schaut als auf die Bücher; wenn er mehr Zeit auf dem Felde oder im Stalle

zubringt als in der Schule. — Es ist recht auffallend, wie selbst verständige Eltern nicht einsehen wollen, daß ein fleißiger Schulbesuch durchaus nöthig ist, wenn die Kinder etwas *Namhaftes* lernen sollen. Und doch weiß Federmann, daß es für den Menschen keinen Stillstand gibt, daß er in Allem entweder vorwärts muß oder rückwärts gehet. Keinem Vater, der seinen Sohn ein Handwerk lernen läßt, fällt es ein, ihn nur so von Zeit zu Zeit, etwa über den andern Tag, über die andere Woche oder gar über den andern Monat zu dem Meister zu schicken, und ihm inzwischen immer etwas Anderes zu thun zu geben. Nein, er läßt den Jungen ununterbrochen ein, zwei bis drei Jahre bei dem Meister, damit er's auch recht lerne. Nur gerade mit dem Schulmeister macht man es nicht so, und der hat doch die Kinder eben so wichtige Sachen zu lehren, als ein Handwerker. Wenn man noch bedenkt, daß in jeder guten Schule die Kinder, nach ihren Kenntnissen, in Klassen eingetheilt sind, daß sie da stufenmäßig vorwärts schreiten, und an jedem Tage etwas lernen, das sie wissen müssen, um am folgenden Tage wieder etwas Neues daran zu knüpfen, so muß auch der Einfältigste begreifen, daß Kinder, die nicht regelmäßig in die Schule kommen, unmöglich Fortschritte machen können, daß dadurch dem Lehrer sein Geschäft außerordentlich erschwert wird und natürlich auch verleidet. Ich darf also keck behaupten: Wo gute Schulen sind (und Gottlob gibt's ihrer nun recht viele) und die Kinder doch nichts Rechtes lernen da fehlt's am gehörigen Schulbesuch, und daran sind die Eltern Schuld, die ihre Kinder nicht schicken. Man verstehe mich aber recht. Ich will keineswegs gesagt haben, daß die Kinder der Landleute vom sechsten bis sechzehnten Jahre unausgesetzt

die Schule besuchen, und keine Handarbeiten machen sollen. Nein, es ist ganz an seinem Ort, daß man die Kinder bei Zeiten und fleißig zu zweckmäßiger Arbeit in Haus und Feld anhältet, damit sie auch diese verstehen und verrichten lernen. Ich schäze und ehre den Bauernstand, der auch mir Brod schafft, zu hoch, als daß ich ihm irgend einen Arm entziehen und die Bauernsöhne zu lauter Schreibern, Agenten u. s. w. machen wollte. Aber eben weil ich den Landmann ehre, so muß ich auch wünschen, daß er selbst recht ehrenwert sei, und das ist er, wenn er nicht nur seinen Beruf gut kennt und übt, sondern auch alle diejenigen Kenntnisse besitzt, die er als Mensch, als Christ, als Bürger eines freien Staates, als Hausvater nöthig hat, Kenntnisse, die er sich in einer guten Schule am besten erwirbt. Ich will nicht das Unmögliche, nur das Mögliche. Und Niemand wird vernünftigerweise verlangen, daß die Kinder in den sogenannten großen Werchen im Sommer, oder bei vielem Schnee und grimmiger Kälte im Winter, oder wenn sie gar zu weit von der Schule entfernt, oder sehr arm sind, nie darin fehlen sollen. Aber sehr möglich ist, und ganz mit Recht fordert man es, daß man die Kinder nicht um ganz unbedeutender Ursachen willen von der Schule abhalte, daß man besonders jüngere, die man noch nicht so viel brauchen kann, hinschicke, anstatt sie herumlaufen zu lassen, daß selbst größere auch im Sommer, ausgenommen in den großen Arbeiten, alle Morgen, wenigstens zwei Stunden, in nützlichen Dingen unterrichtet werden. Die Morgenschule zur Sommerszeit besonders ist zu wünschen; sie trägt auch hier und da, wo sie besucht ist, schon herrliche Früchte; damit ist für den Geist der Kinder gesorgt, so wie auch dafür, daß sie den Eltern helfen können.

und arbeiten lernen, und die armen Schullehrer sind nicht mehr verdammt, wie der Sisyphus in der Hölle, im Winter feuchten einen schweren Stein auf einen Berg hinauf zu heben, der dann im Sommer wieder herunterstürzt.

(Einige schädliche Schulgespräche zur Warnung folgen im nächsten Jahr).

Wie der Mann, so die Frau.

Ein jähzorniger, aber sonst rechter und reicher Mann, heirathete eine junge frische Tochter aus guter Familie, daß sich alles wunderte ob seinem guten Geschick, denn sie hatte auch Geld und nahm ihn daher auch nicht nur um dessetwillen. Als man sie vor ihres zukünftigen Herren und Gebieters Jähzorn warnte, sagte sie nur kurz weg: "mit dem will i bald fertig werde, m'r wei luege weles 's länger trybt." Am ersten Tage schon erschien auf dem Mittagstische ein Gericht, das dem Herren nicht wie sonst in die Nase duftete. Hui! nahm er die Platte und warf sie, mitsamt ihrem Inhalte, nach der Thüre auf den Boden. Da stand die junge Frau sogleich auf und warf zwei andere Platten, die gut waren, der ersten nach, ebenfalls auf den Boden, und war eben im Begriffe Teller und Gläser auch noch nachzuwerfen, als ihr der erstaunte Mann in den Wurf griff und sie fragte, was das geben sollte? — "Was du g'sehst, i ha g'meint, das sig so der Bruch bi d'r," antwortete die junge Frau ganz unerschrocken und noch wie verwundert, daß er es ihr wehren wollte. Da merkte der Mann, wen er vor sich hatte und sein Jähzorn hatte für immer ein Ende, wenigstens vor seiner Frau. Sie aber leistete nicht, sondern machte nun selber wieder ein

frisches Mittagessen und sie aßen und lebten von nun an im besten Frieden miteinander.

Geduld überwindet Alles.

Ein Mann hatte eine geschwächige Frau, die alle Tage mindestens zwei Stunden lang mit irgend einer andern Schwäherin verschwagt haben mußte, und da fragte sie nicht lange nach Zeit und Gelegenheit, sondern trieb es wann es sie ankam. Einst kam ihr Mann Abends heim und wollte etwas essen, aber weg war die Frau, bei einer Frau Basc und hatte den Schlüssel zum Speisekasten mit sich genommen. Da er nun gar wohl wußte, daß ihr Hören und Sehen vergiene, wenn sie am Schwazzen war, so hielt er es für vollkommen unnöthig, jemand zu ihr zu schicken um den Schlüssel zu holen. Er packte daher das Speisekästchen selbst auf einen Wagen aufrecht vorn hin und fuhr damit vor das Haus, wo seine Frau zum Schwazzen hingangen war, und bat sie, das Speisekästchen aufzuschließen, damit er etwas essen könne. Das Gelächter der ganzen Nachbarschaft und der Troß von Buben, die das kutschirte Kästchen umsprangen, machte aber einen solchen Eindruck auf die geschwächige Frau, daß sie sich schämte und von nun an die Pflege ihres Mannes und ihrer Haushaltung nie mehr verschwagte, sondern nach und nach ihren Fehler ganz ablegte.

Die schönen Augen.

Es war einmal ein großes Gastmahl von vielen Dutzend Herren. Einer derselben wollte der Freude auch eine Weihe geben und ließ ein sehr hübsches, aber armes Mädchen kommen, das mußte mit einem Teller im Saale

herumgehen und bei den Herren eine Steuer für die Armen einsammeln. Der Gedanke gefiel und gefiel auch nicht, wie man sich's denken kann. Als das hübsche Kind bei einem der Herren ankam, dem das Sammeln minder gefiel als die Sammlerin, sagte dieser: „um deiner schönen Augen willen must du von mir auch was haben“ und gab einen Dukaten auf den Teller. Da nahm das Mädchen den Dukaten, steckte ihn in seine Tasche, machte einen slinken Knicks und sagte zu dem Herrn: „Ich danke gar schön, bitte nun aber auch etwas für die Armen.“ Unter schallendem Gelächter der ganzen Gesellschaft mußte der Erwachsene nochmals steuern und das Mädchen brachte, dieses Witzes wegen, noch am Ende eine schöne Summe für seine Armen zusammen.

Die Gwundernase.

Bei jedem Kinde erwacht früher oder später einmal der Sinn der Selbstständigkeit, seine erste Aeußerung, ihm selber unbewußt, ist der Widerspruchsgeist; dieser muß durch gute Erziehung, statt in starrköpfigen Eigensinn, in verständiges Vertrauen zu sich und Andern umgewandelt werden; ferner zeigt sich beim Kinde schon frühzeitig der Sinn für das Eigenthum; es will das Kind etwas haben, das es sein Eigenes, ihm allein Gehörendes nennen kann; auch dies muß man leiten, sonst artet er in Geiz aus oder führt zu leichtsinnigen Unordnungen. Dieser Eigenthumssinn war nun bei einem meiner Schulkameraden besonders ausgebildet, und als er einst ein kleines, verschließbares Kästchen vom Herrn Götti zum Neujahr bekam, da war er überglücklich und trug von nun an den Schlüssel zu diesem Kästchen ganz stolz in seiner Westentasche herum, daß ihm ja Niemand darüber kommen könne. Nun kamen einst die Herbstferien und da fürchtete er den wichtigen Schlüssel zu verlieren; er gab ihn daher seiner Schwester zum Aufbewahren, bat sie aber dringend, sie möchte doch das Kästchen ja nicht aufmachen, denn er habe darin sein Eigenthum verwahrt, das er allein für sich besitze und die Schwester versprach es ihm, hielt aber ihr Versprechen nicht. Als er fort war, stach sie der Gwunder zu sehen, welches so wichtige Eigenthum das junge Büschchen wohl besitze, daß er es sogar vor der Schwester verwahrt wissen wollte. Sie öffnete das Kästchen — und was fand sie darin? — nichts, als ein Zettelchen, darauf geschrieben war: „Gwundernase.“

Die Wette.

Zwei Freunde, die einander sehr ähnlich waren und von der Dorfschule an, bis in ihre reifern Jünglingsjahre hinauf, unzertrennlich alles mit einander theilten, so daß man ihnen nur die Zwillinge sagte, wurden auf einmal durch die Heirath des Einen getrennt. Ihm starb nämlich die Mutter, die als Wittwe bisher das Heimwesen regierte, und nun mußte er es übernehmen und brauchte dazu natürlich eine Frau. Das verdross den Andern und gieng ihm so tief zu Herzen, daß er sich vornahm, den jungen Cheleuten einmal ein Streich zu spielen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar. Eines Abends, als er bei ihnen vor dem Hause saß und sein Freund ihm anrieth, er solle auch heirathen, „man sei erst ein ganzer Mann, wenn man auch ein Weib habe“ — da sagte er zu diesem: er wolle doch noch vorher seiner Frau das Leintuch unter dem Leibe weg aus ihrem Bette praticiren. Der Mann

protestirt, das sei unmöglich, da müßte er auch dabei sein, die Frau ward roth wie ein Krebs bis hinter die Ohren und lief in das Haus hinein, die Männer lachten ihr nach, endlich galt es eine tüchtige Wette: beide schlugen ein und der Ledige gieng gut Nacht sagend heim zu.

Die Wette war längst vergessen, der Ledige aber noch immer ledig; als es einst des Nachts vor den Fenstern der Cheleute spuckte, wie wenn Schelmen um das Haus wären. Der Rünggi gab nur zwei Schneller, dann winselte er und gab keinen Laut mehr von sich — die Sachlage war sehr verdächtig, wie die Zeitungsschreiber sagen. "Hans stang uf!" sagte Stini in großer Angst, "es si Schelme um d's Hus." — Hans war rasch auf den Beinen und in den Hosen, nahm seinen Hagenbuchenen und öffnete das Fenster. Da sah er auf einer Leiter ihrer zwei, die gerade in seiner Schlafkammer einbrechen wollten. Er aber, nicht faul, schlug seinen Hagenbuchenen dem obersten so derb auf den Kopf, daß er von der Leiter stürzte und man einen starken Plötsch vernahm, wie wenn einer maustodt dahinfällt. Jetzt hatte es aber doch gefehlt. Was wußte er, ob es Schelmen oder nur Nachtbuben waren, denn es war Samstag Nachts, und ob sie Waffen hatten, oder keine? Einen Menschen totgeschlagen zu haben, ohne werda zu rufen, das machte die Situation noch verdächtiger, wie die Zeitungsschreiber ebenfalls sagen, wenn die Sachlage noch wichtiger ist. — Stini hatte den Schlag und den Plötsch auch gehört und war, während der Mann hinaus gegangen war, um die Stallaterne anzuzünden, auch aufgestanden und an das Fenster gekommen. Da hörte sie vermeintlich ihren Mann schnell die Leiter heraufkommen mit den Worten: "Stini, gimmer

d's Lilache, i muß ne twiggle, er isch mustodt, es isch d's Bänis Chrigi ab em Chnubel, i muß der Gmeindschriber ga wecke, daß er no d'Leitere g'seht u mer Züge steit, füssch hani-i e versl G'schicht am Hals — gimmers hurti abe." — Stini hatte nichts eiligeres zu thun, als das warme Leintuch aus dem Bett zu ziehen und es dem Manne auf der Leiter herab zu geben, der es rasch abnahm und damit auf und davon sprang. Als Hans endlich seine Lasterne angezündet hatte und um das Haus herum getrappet war, — pressiren that es ihm nicht — fand er, statt einem Todtgeschlagenen, nichts als einen plumpen Strohtoggel mit einem Kürbiskopf auf einem Stecken — der hatte so geplötscht — und der Mann, der das Leintuch erhielt, war nicht Hans, sondern der ledige Freund, der nun seine Wette gewonnen hatte. Darauf heirathete dieser, aber auch die alte Freundschaft der beiden Zwillinge ward wieder so fest wie zuvor.

Um Schlechten ist der beste Brauch vergebens.

Es ist mir leid, daß ich so manches Beispiel guter Ordnung aus meiner Erinnerung an längst vergangene Zeiten herholen muß, allein es ist nun einmal so — ich vermag mich darum nichts. — So war es vor Altem auch noch der Brauch, daß, wer sich thätilich an seinen Eltern vergriff, in der Kirche vor der ganzen Gemeinde, vor allen Geistlichen des Kapitels und vor dem Landvogte einen Fußfall und Abbitte thun mußte. Das geschah auch noch in meiner Jugendzeit in einem der angesehensten Dörfer unsers Landes, wo sich ein reicher Bauernsohn so entsetzlich vergaß, daß er seinen eigenen Vater schlug. — Wo

aber das Uebermaß von rohen Leidenschaften einen solchen Stumpfum erzeugt hat, wie es bei diesem Unmenschen der Fall war, da helfen freilich auch die erschütterndsten Busen nichts. Als nämlich der Dekan seine Anrede mit den Worten geschlossen hatte: "Ehre Vater und Mutter, auf daß du lang lebest in dem Lande, das Gott der Herr dir geben wird" — und nun der unnatürliche Sohn seinen Vater vor Gott um Verzeihung beten sollte, sagte er ganz trozig: "Sid i us der Ungerwissig bi, han i der Alt uf mi Goz Seel uumie g'ehret u nie meh tuzet."

Räthsel.

Hans. Weist du wie viel Ostereier eine nüchter esse ha?

Benz. He das chunt däich uf sy Magen a.

Hans. Mit emal. Es ha ke Möntsch meh weder eis nüchter esse, vo wege wenn er d'selbig im Lyb het, su ist er de scho nümme meh nüchter.

Benz. Aber weist du i welem Monat d'Merliger am wenigsten esse?

Hans. A ah! das weis i nit.

Benz. Eh! im Horner! er het ja nume 28 Tag.

Hans. Was meinst Benz, wenn het d'Sonne am meiste Arbeit?

Benz. He denk z'Nacht, wenn sie sich unger der Erde dure wieder uf die angeri Syte schlyche muß, b'sungerbar bym Hystermond.

Hans. G'sehlt! I de Schaltjahre, wo sie e ganze Tag länger schyne muß.

Benz. Was du nit weischt! — Aber säg du mir, wer ei'm Tag und Nacht öppis wyß macht, u überchunt no Geld verfür?

Hans. Oh der Müller!

Benz. Hesch g'meint? Ney, der Bleifer.

Hans. Säg du mir wie das chunt, daß vo 5 G'schwürti numen eis mi Better ha sy?

Benz. He das chunt däich vo der Frau nahe.

Hans. Ney, die angere Bieri sy mini Bäsne.

Benz. Schwyg jeze.

Theurer Spaß.

An der Grenze der Schweiz wohnte eine gar liebenswürdige Fürstin als Wittwe, die öfters zu vornehmen Leuten in der benachbarten Schweizerstadt auf Besuch zu kommen pflegte. Auf einem solchen Besuch erschien denn auch einst der Bruder oder Schwager, oder Onkel jener vornehmen Leute; und der war ledig, reich und alt. Da nahm ihn denn der Hausherr bei der Hand und stellte ihn der Fürstin vor mit den Worten:

"Ihro Durchlucht! hie ha-n-i die Ehre Ihnen der Sparhafte vo myne Töchtere vorz'stelle."

Allein der Sparhasen starb und die Töchter erhielten nicht einen Rappen, er gab alles auswärts.

Der Schaufeln Achter.

Die Bauern von C. sind für filzige Geizhälse bekannt, die nicht einmal dem Wirth etwas gönnen. Kommen sie nach Bern, so kehren alle beim nämlichen Pintenwirth ein, wo es ihnen vergönnt wird, ihr mitgenommenes Wursträdli mit Brod zu essen, in der warmen Stube und sie nichts zu nehmen brauchen, als eine schlechte, wohlfeile Suppe. In dieser Suppe steckte einmal eine schmutzige Spielkarte; die zog ein junger Bursche aus

seiner Portion hervor und zeigte sie dem Wirth; der aber sagte sogleich: "Nun was ist dann das besonders? der Schaufel Achter, hätt' ich für ihn etwa das Herzen Aß hineinthon sollen?"

So sy d'Möntsche.

Es lege sich Zwee schlafe,
E ryche Bu ur der eint,
Dä betet stys zum Herre,
So wie n'ers äbe meint:
"Mach morn nob recht schöns Wetter!
"Ih ha mys letscht Heu duß,
"Wenn's scho sott' do ge regne
"Wär's mit mym Heuet us."
Der ander ist e Müller,
Dä hätt' gern wieder naß,
Drei Tag scho steit die Mühli
Still a der staubige Straß:
"Oh Herr schick wieder Rege!
"I ha süssch nimmeh b'stah,
"E Müller ohni Wasser
"Isch gar e g'schlag'ne Ma."

So sy sie halt die Möntsche:
En iedere resenirt,
U was dem Ginte recht ist,
Den Andere 's genirt.
Jedwede rätscht dem Schöpfer
Sy letschte Huusverdruß;
Es düechti mi leis Wunder,
Gieng ihm d'Giduld z'letscht us;
U thät er einist alli
Ung'spizt i Bode schla —
Es söttigs schinters Chääre
Ist nit für Federma.
U das ist notti d's Aerste:
Geits dene Bursche gut,
Su lüpfti emel keine
Für z'Bete d'Hand a Hut.

Der Berliner-Jemsenjäger.

"Haben Sie denn auch Jemsen gesehen, Gnädiger Herr! als Sie in der Schweiz waren?" fragte ein alter Förster seinen Gutsherrn und erhielt folgende Schilderung einer Gamsjagd auf dem Sigriswylergrat zur Antwort:

"Ob ich jesehen habe! desz können Sie glauben, denk mein Lebttag dran und mach es auch mein Lebttag nicht mehr mit. Da habe ich beim Pfarrer zu Sigriswyl in seiner Sennhütte übernachtet, dort rissen mich zwei viehstarke Jemsjäger schon um $\frac{1}{2}$ auf 3 Uhr aus dem warmen Bette, ließen mich kaum Zeit zum Anziehen, zogen mir dann an einer senkrechten Felswand hinauf und stellten mir, ohne nur jesühstückt zu haben, mit meiner Büchse auf ein Plätzchen in die frische Morjenluft. Da ließen sie mir stehen janz alleine, daß ich schon nach einer Minute habe beten anfangen vor lauter durchsichtiger Seelenangst. Brrr! mir schaudert noch durch den janzen Leib, wenn ich nur daran denke! und haben mich gesagt, die Kerls, das sei der beste Stand. — Vor mich war jar nichts als lauter abjemächter Mord und Todtschlag, rechts und links noch viel was Frausijeres: da sah die Welt aus, als wie umjekehrt, die Wolken standen unter mich! Nach hinten durfte ich jar nicht umsehen, das hatten sie mich verboten, wenn ich mir nicht selber umbringen wolle, hatten sie gesagt, die Kerls.

Da stand ich, wie ein Wetterhahn auf einem Kirchthürme drei volle Stunden lang mehr hin als lebendig — zum Glück war Windstille. Uff eenmal da werde ich durch ein Geprassel vor mich aufgeweckt und sehe, kaum zehn Schritt von mich, ein braunes Beest mit zwei schwarzen Hacken uff dem Kopfe. Don-

nerwetter! wie wollt' ich dem aufgebrannt haben, wenn ich gewußt hätte, was es war und ich mir zu rühren getraut hätte. Alleene ich murte nicht. Da glozte mir das braune Beest eine Weile an, that dann einen schrillen Pfiff und weg war es. — Gleich darauf kam ein janzer Hagel von Steinen auf mir herunter jeschlagen und ich hörte ein janzes Sennthum von Jemsen, wie sie es dort nennen, über meinem Kopfe vorbei rasseln; dann ward es wieder todtenstille um mir herum, Gott sei Dank! denn röhren durft' ich mir ja doch nich; nur meinen Magen hörte ich deutlich nach dem Frühstücke knurren. Endlich als mir die Sonne schon merklich uffzubrennen anstieß, da kamen die Jemsjäger zu mich und fragten mir, warum ich nicht jeschossen hätte? — Dumme Frage — dachte ich, sagte es aber nicht, denn mit solchen starken Bengels ist sichs nicht gut herumschimpfen. Mit zerfetzten Kleidern, zerrissenen Lederstrümpfen und verlorinem Hute kam ich endlich Nachmittags 4 Uhr wieder im Pfarrhause an, ohne einen Schwanz von einer Jemse jesehen zu haben außer jenem Sennthum, das ich über mich hörte. Der janze Spaß kostete mir 200 Thaler; es ist schrecklich theuer in der Schweiz zu reisen."

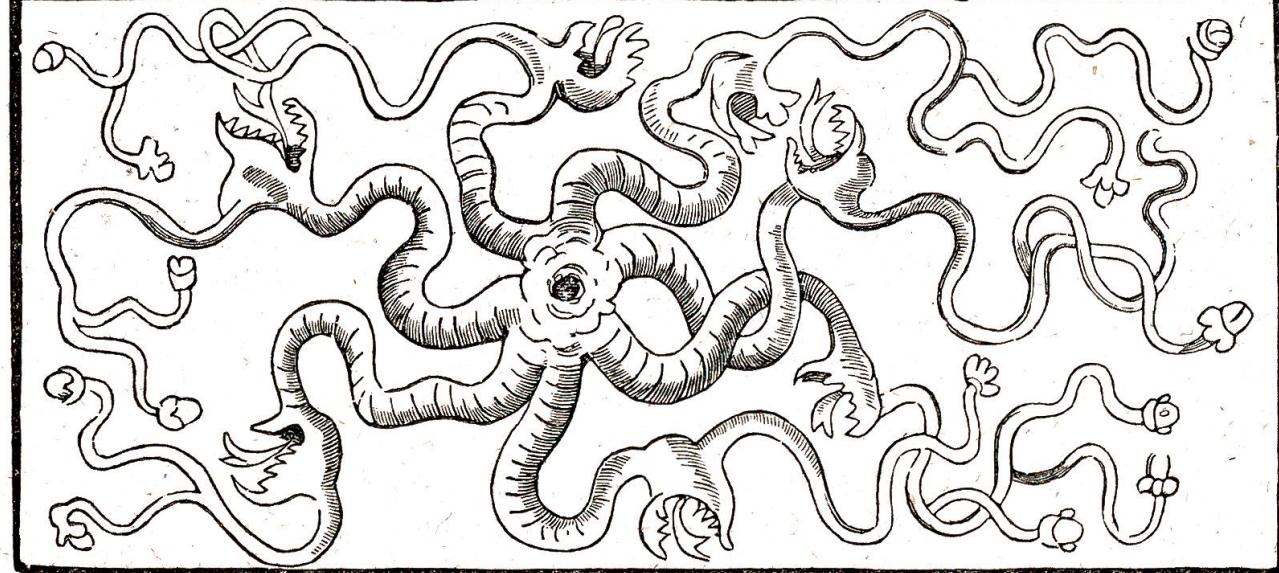
Der Wurm mit sieben Mäulern. (Mit einer Abbildung.)

Eine Bäuerin lebte bis in ihr vierzigstes Jahrdürftig, aber in bester Gesundheit mit ihrem Manne, von dem Federmann meinte, er thue genug und möge so kaum „g'schlüsse.“ Da traf diesen der Schlag und die Frau ward auf einmal eine Wittwe. Ihr Bruder war ein gar braver und gescheiter Mann, und dazu ein guter Bruder und half der

Schwester ihre zwei Kinder erziehen; der kam nun sogleich herbei um sie zu trösten und etwa nachzusehen, was ihr verblieden sei. Da fand es sich, daß ihr Mann ein steinreicher Kauz war, der Kisten voll Geld hatte und Scheine auf Bankhäuser und daß er das Alles zu verheimlichen wußte. Jetzt kam das an den Tag; das Breni, die Wittwe, ließ sich auf, baute sich ein steinernes Stöckli, hielt sich Ros und Wägeli, mästete Säu, hatte das Kamin voll Speckseiten; gab nicht ab, aber ließ den Sohn auf den Hof hei-rathen; kriegte dem Meitschi einen braven Mann, und lebte von nun an, die Hände im Schoof, zwischen lauter Küchli und An-kenballen. Da war es aber aus mit Breni's Gesundheit — rein aus. Sie wurde dick, aufgetrieben, bekam schweren Athem, böse Launen, schlechten Humor, geschwollene Füße, sah aus wie eine Blutwurst, doch nicht; daß sie etwa getrunken hätte; kurz es war ein Elend bei allem Reichthum, und ihre Neider gönnten es ihr, daß sie ihn nicht mehr genießen konnte. Da wurde hin und her gedoktert, Mittel geschluckt, Pilnauer- und Selzerwasser durcheinander getrunken und Döktor von Bern beschickt. Alles half nichts — conträre — es kam immer schlimer, zuletzt war Breni am Verspringen.

Da kam ihr Bruder wieder einmal, sie zu sehen und mußte sich b'segnen ob ihrem Aussehen. Der gab ihr nun an: sie solle noch den Doktor in seinem Orte brauchen, er wolle ihn berichten, wie er sie gefunden, sie müsse ihm d's Wasser mitgeben. Das gefiel, denn Breni hatte b'sonderbar großes Zutrauen zu dem was der Bruder rieth. Da kam nach 3 Tagen ein Vate mit einem Brief zum Breni, denn der Bruder wohnte im hinteren Emmenthal und sie an der Solothurnergrenze. Darin

Der Wurm mit sieben Mündern.



stand: daß Vreni einen Wurm im Leibe habe mit sieben Mäulern und der habe sich siebenfach in ihr Leben hineingefressen. Um den aber zu kuriren, müsse sie selber kommen, denn der Doktor dürfe seine Kranken nicht verlassen, aber sie müsse zu Fuß kommen, denn wenn der Wurm geschüttelt würde, so befeße er ihr etwas ab im Leibe und dann sei es aus mit ihr; so aber getraue er sich ihm Meister zu werden und, wenn sie folge, sie wieder völlig zu kuriren. Sie dürfe aber unterwegs weder Speck, noch Unken essen, und nur zum z'Morge Kaffee, sunst g'Koch und Fleischsuppe und etwas „G'schläsmets“ und alli Tag „es Schöppli“ guten alten Wein trinken. Das kam Vreni spannisch vor, aber sie hatte es ihrem Bruder versprochen ihm zu folgen und hatte Vertrauen zum Doktor, und was thut da nicht ein Patient? Den ersten Tag kam sie nur bis Wiedlisbach, und war doch früh auf, damit sie Niemand zu Fuß verreisen sehe. So gieng es Tag für Tag, doch immer etwas besser und immer etwas leichter; sie hatte ein Weibervolk bei sich, das ihre Sache tragen mußte und wenn sie auch an allerlei zu leiden hatte mit ihrem schweren Leib und ihren dicken Beinen, so hatte sie doch gut Wetter und guten Weg und langte endlich am fünften Abend hinten im Emmenthal, nicht weit vom Eriz, bei ihrem Bruder an. Der fand sie schon merklich besser und der Doktor erst, der lachte auf den Stockzähnen und sagte Vreni, wenn sie so fortfaire genau und unverbrüchlich seinem Rathen zu folgen, so komme alles gut; der Wurm selbst sei von ihrem Fasten bereits abgestorben; aber er habe noch Eier bei ihr zurückgelassen. Nun solle sie ganz auf dieselbe Art wieder zu Fuß heimreisen, wenn sie einen Tag ausgeruht sei, und dann daheim so fortleben, wie

wenn sie auf der Reise wäre, dann werden nach und nach auch die Eier absterben.

Vreni war nicht dumm. Sie roch den Braten wohl, den ihr der Bruder beim Doktor hat verschreiben lassen, aber sie zog den Nutzen daraus, änderte ihren faulen Müßiggang, lebte mäßig in Speis und Trank und erlangte durch nützliche Arbeitsamkeit wieder den Segen der Gesundheit und des Frohsinns, kurz sie ward wieder eine wackere, ehrbare Bäuerin, geliebt und geehrt in der ganzen Gegend.

Ist das Schnappstrinken zu etwas gut oder nicht?

Ein Jäger gieng in eine Pinte, trank dort Schnapps und schlief darob ein. Unterdessen machte sich sein Hund auf und davon, in den Wald hinein und jagte auf eigene Faust einen Hirschen. Der Hirsch floh über Feld, kam auf die Landstraße, brachte dort eine Extrapost zum Reis haus; bei einer entlegenen Hütte schlug der Wagen um, der Passagier darin, ein reicher Geizhals, brach darob sein Genick und wurde von lachenden Erben beerbt, der Postillon schlug mit dem Kopfe glücklicher Weise ein Bodenbrett in einer Grube ein, fand unter demselben einen Hafen voll Gold und ward ein reicher Mann.

Hätte nun der Jäger nicht Schnapps getrunken, so

Hätte der Hund keinen Hirschen gejagt, und
Hätte der Hirsch nicht die Postpferde scheu gemacht;

Hätte der Wagen nicht umgeschlagen, der
reiche Geizhals

Hätte sein Leben nicht verloren, und
Hätte nicht beerbt werden können; auch
Hätte der Postillon mit dem Kopf kein
Brett durchgeschlagen, und

Hätte dann keinen Schatz gefunden, und
Hätte kein reicher Mann werden können.

Darumb denn und dessentwegen
Kömmt die Frag nicht ungelegen,
Ob man darf, nach solcher G'schicht,
Schnapps noch trinken, oder nicht?

Die Weinprobe.

Mein Grossvater war gar stolz auf seine Neben hinter dem Schloßhübel und meinte solch' ein Weinchen gebe es lange keins mehr; das rühmte er oft dem Gerichtsherrn zu N. N. bei dem er gar wohl gelitten war, als es noch solche gab vor Ao. 1798. Dieser war ein freundlicher Herr, der anderer Leute Sache auch was gelten ließ, und sagte darum zu meinem Grossvater: er solle ihm einmal von seinem Guten auch ein Versucherli mitbringen. Als nun mein Grossvater das nächste Mal mit einer Butelle von seinem „Besten“ aufmarschirt kam und der Herr Gerichtsherr ihn versucht hatte, befahl Letzterer dem Bedienten: er solle dem Weibel sagen, den Holzfrevler vom Thurm herab zu holen und her zu führen. Dies geschah sogleich; da nahm der Gerichtsherr das Glas mit meines Grossvaters „Bestem“ gab es dem Frevler zum austrinken und, als dieser damit fertig war, sagte er zu ihm: „So, du hast jeß wieder hei, du bist jeß g'strafte gnue, du arme Schelm.“

Das fromme B'segnen.

Ich sprach einst mit einem Landmann vom B'segnen, wie gut das sei für alles was der Mensch beginnen wolle. Da sagte mir dieser, er habe das schon in seinem 12ten Jahre erfahren. Da sei er mit einem Huttli ein paar Stunden weit vom Vater zum Salz

holen geschickt worden, im Huttli sei der Sack mit dem Geld für das Salz in einem Papierli gelegen und so sei er getrost und munter seines Weges gegangen, bis zu einer Bergschlucht, wo es tüchtig zu regnen anfieng. Da habe er sein Säcklein herausnehmen wollen um damit seine schöne neue Kappe vom Nasswerden zu schützen, als er auf einmal zu seinem großen Schrecken sah, daß dem Huttli der Boden fehlte und Sack und Geld verloren waren. Er aber habe sich nicht lange mit Pflennen versäumt, sondern sei schleunigst zurückgelaufen um das Verlorene wieder zu suchen, was er denn auch alles bald wiederfand. Auf dem Rückweg habe er aber hinter sich ein gar sonderbares Donnern gehört und ein Zittern des Bodens zu verspüren geglaubt, worauf er jedoch im Suchen nicht viel Acht gegeben habe. Als er aber wieder zur Bergschlucht gekommen und hineingegangen sei, da sei der ganze Weg und alles durch einen Bergsturz verwüstet und verschüttet gewesen und nun habe er gewußt, warum seinem Huttli der Boden ausgegangen sei: weil er sich beim Ausgang von daheim b'segnet habe, und ihn dadurch der liebe Gott vor elendem Umkommen behüten wollte. Drum lehre er auch seine Kinder jedesmal beten und sich b'segnen: „Der Herr behüte meinen Ausgang und Eingang von nun an, bis in Ewigkeit, Amen!“

Der fremde Alterthümler.

In unserem Lande haben nicht immer der Jogggi und der Benz gewohnt in Ruh und Frieden und sind auch nicht von der Schöpfung an die alten Herren von Bern Meister gewesen bis an die Schneeberge. Es gab früher ganz andere Meister, denn Meister muß

Nemand sein in einem Lande, sonst verlottert alles. Da herrschten denn, so um die Zeit der ersten Weihnacht herum, die Römer hier zu Lande, nämlich im jetzigen Bernerlandli; aber von ihren Wohnungen und andern Bauten ist kaum hie und da noch etwas unter dem Boden zu finden und darauf giebt der gemeine Mann wenig obacht, ja kaum noch auf Münzen, die da und dort etwa noch zum Vorschein kommen, ungeachtet man in der Stadt derartige Dinge wohl zählen würde und gerne den Finder zum Weitersuchen ermuntert; und wenn auch hie und da Einer etwas Neues für Altes bringt, so lacht ihn darum Niemand aus. Wenn aber studirte Herren in jedem Stein eine Antiquität erkennen wollen, so ist das Auslachen noch die gelindeste Strafe dafür. So traf einst der Herr Pfarrer von H. einen jungen fremden Herrn an, der ganz eifrig zwei runde, gemauerte weiße Säulen abzeichnete, die noch lange, zwischen Oberhofen und Gunten, im grünen Laube standen, und die er für römische Meilenzeiger, oder Grenzsteine hielt. Als ihm aber der Herr Pfarrer sagte, was es sei, da schlug er grimmig seinen Zeichnungsapparat zusammen und machte sich aus dem Staube, denn es waren nichts als die Reste des ehemaligen Galgens von Oberhofen.

Der Geschorne.

Ein Bettler kommt zu einem Schärer und bittet ihn er möchte ihm doch um Gottes Willen den Bart und die Haare scheren, daß er doch auch wieder ausssehe wie ein Mensch. Der Schärer darf nicht nein sagen, verrichtet das Geschäft aber mit Unmuth und verdrüßlich. Da heulte der Pudel im Hofe und als dem Meister Niemand sagen konnte, was er

habe, sagte der Bettler: „Er wird dent o um der Gotts Wille g'schore worde sy.“

Der Rosdief.

Vor Altem wurden die Ros- und andere Diebe noch gehängt, wenn man sie erwischte. So sollte einst auch ein Roschelm gehängt werden; der zappelte aber ganz erbärmlich, weil er einen gar starken Hals hatte, der dem Strick widerstand; da flammerte sich der Henker an des Gehängten Beine, um den Lätsch besser zuzuziehen, denn Alles schrie laut über die Grimassen, die der Schelm schnitt; nun brach aber der Strick und beide fielen zu Boden. Als man dem Gehängten den Strick losmachte, lebte er noch und nun erklärte sein Advokat: er dürfte nicht zum zweiten Mal gehängt werden, denn der Urtheilsspruch gienge nur auf Hinrichtung mit einem Strick, und nicht mit zweien. So entging der Rosdief der Todesstrafe; es war damals schon die Übergangszeit zur neuen Humanität.

Der übelgelaunte Patient.

Doktor. Sie haben mich rufen lassen, wo fehlt es Ihnen?

Patient. Ich weiß es nicht.

Doktor. Wo haben Sie Schmerzen?

Patient. Ich weiß es nicht.

Doktor. Wann sind Sie frank geworden?

Patient. Ich weiß es nicht.

Doktor. So schicken Sie in die Apotheke etwas zu holen, ich weiß nicht was, das brauchen Sie, ich weiß nicht wie, so werden Sie wieder gesund, ich weiß nicht wann und wann ich wieder komm', das weiß ich auch nicht.

Der Prüß.

Hans. Aber Bänzi heste de o ne Prüß
g'seh a der Grenze?

Benz. Versteit si han! meh as hun-
gerltusig, wo mer änem am Rhyn g'stange
sy, zwäntig Stung hinger Alarau, en iedere
mit sechs Paar badriottischen Ueberstrümpfen
a de Füeße, die gä warm, u d'Schuh sy
usen Ufwachs g'naglet g'sy.

Hans. Aber drum d'Prüßse?

Benz. He ja heimer g'seh hingerem
Schwarzwald fürre luege, Kerleni wie Chilchs-
thürn u mit Blizableitere druff. Schnäuz
hei sie g'ha wie Chriesäst u wenn ihren Oberist
vor ne düre g'filiert ist, su het en iedere si
Zwölfpfunder mit der Lavete bresentirt wie
Schnupf, nume Räder hei si keiner g'ha.

Hans. Warum seyt me de, es sig. e fei
Prüß nume hingerem Ose fürre froche, will
g'schwyge usem Ländli use?

Benz. Wohl frili sy sie, aber sie hättes
nit emal nöthig g'ha. Weist du nit, daß der
Schwarzwald ga Hingerbommere g'hört? —
u d'Hingerbommerer het der Chünig vo Prüß
ja just an is greiset, fövel wirft de doch wüsse?

Hans. He ja! das het me g'seit, well
er, u das han i o g'lese.

Benz. U glaubs ume, fusich bist e ke
rechte Battriot.

Hans. Zell du jez wyters.

Benz. U Auge hei si g'macht, wie lutter
Vollmünd, sie hei fri züntet; aber wo sie
üser Stutzer g'seh hei, da hei sie Pech gä.
Es gitt jez uf em ganze Schwarzwald kei
einzigé Gans meh; die letscht han i no eim
g'seh zum Mul us luege, die Hingerbom-
merer hei alli usg'fresse, vo wege sie lebe vo

nüt angerem u verschlücke sie mit sammt den
unb'schnittene Federe.

Hans. S'wird nit sy?

Benz. Us mi Goz Seel!

Hans und Hänsli.

Hans ritt auf seinem Eselein,
Ganz ruhig seiner Wegen,
Ihm folgte Hänsli hintendrein,

Da kam Jemand entgegen,
Der fuhr den Hans gar herrisch an:
"Ein Mann wie du wohl laufen kann,
"Läß du dein Söhnchen reiten."

Da stieg Hans ab und Hänsli auf
Und zogen all Drei weiter;
Doch bald nach einem kurzen Lauf,
Da mischt sich drein ein Zweiter;
"Was sithest du da krötenbreit?
"Du junger Bursch! sei doch gescheit,
"Läß auch den Vater reiten."

Drauf stieg auch Hans zum Hänsli auf
Und ritten alle beide,
Da kam ein Dritter her im Lauf
Und schimpfte wie ein Heide:
"Was seid ihr für Thierquäler ihr?
"Zwei Lümmel so auf einem Thier,
"Euch sollt' man auch so reiten."

Nun stiegen alle beide ab
Von ihrem Doppelritte,
Zu Fuß gieng Hans nun und sein Knab,
Der Esel in der Mitte.
"Da schrie sogleich ein Vierter drein,
"Ihr müßt kuriöse Leute sein,
"Kann keiner von euch reiten?"
Da riethen sie nun her und hin,
Wer jezt wohl reiten müsse?
Bis auf den Esel fiel ihr Sinn;
Dem banden sie die Füße,

Und trugen ihn drauf so nach Haus,
Dort höhnte man sie tüchtig aus:
Dass sie ihn ließen reiten.

So geht's! Wer um die Welt sich scheert,
Wird auch von ihr geschoren,
Das ist's was dies Geschichtchen lehrt,
Will's Gott iss nicht verloren!
Geh' jeder fromm sein Leben lang
Verständig seinen eignen Gang:
Dann wird ihn Niemand reiten.

Der Schulmeister.

Ein Schulmeister brauchte immer zwei Sprüche, wenn man ihm ein Kind in die Schule brachte. Vorerst sagte er zu den Eltern: „Allein kann ich nicht ziehen, Ihr müsst mitziehen,” und dann: „Wenn Ihr mitzieht, so müsst ihr den gleichen Weg ziehen wie ich.“ Einen dritten Spruch führte er, wenn die Eltern ihre Kinder recht herausstrichen und rühmten, nämlich: „Lieber ungezogen als verzogen.“

Der Musiklehrer.

Ein solcher sagte einst, er fordere einen Franken für die Stunde Lehrgeld einem Schüler der noch gar nichts könne, einem solchen aber der schon etwas könne, fordere er zweit; und wenn man ihn nach dem Grunde fragte, so gab er zur Antwort: „Einen verlange ich, dass ich ihn lehre, und den andern, dass ich ihn abgewöhne und dass er die alte Leier lasse.“

Der fluge Köhler.

Einem Fürsten ward ein Schatz gestohlen, da bot sich ihm ein Köhler an, denselben in drei Tagen wieder zu verschaffen. Am Ende des ersten Tages gieng ein Hofdiener am

Köhler vorüber, da sagte er: „Nun der erste wär vorbei.“ Er meinte nämlich damit den ersten Tag. Ebenso am zweiten Tage: „Der zweite wär auch vorüber;“ und am dritten Tage sagte er: „Nun sind alle drei an mir vorübergegangen.“ Da glaubten die Hofdiener, er habe sie gemeint und gaben sich ihm auch richtig als die Schatzdiebe zu erkennen, batzen ihn aber nur den Schatz anzugeben, und sie zu verschonen, was er auch that. D's bös G'wüsse cha viel.

Eine alte Geschichte.

Ich las einmal eine alte Geschichte, die man heut zu Tage den Krähwinklern, oder andern vergleichen zuschreiben würde, sie stand in einem alten Buche aus dem Schwabenlande, und hatte zur Überschrift: „Warum die Bauern keine Lanzknechte mehr beherbergen wollen.“ Da kam einmal ein Lanzknecht, d. h. ein gedungener Soldat, über Feld gegangen, der sah am Galgen einen Schelm hängen, der bessere Hosen hatte als er; drum zog er sie demselben ab und, weil damals Hose und Strumpf eins war, letzterer Theil aber an den Füßen des Schelmen angefroren war, so schnitt er, um bald fertig zu werden, die Füße mit ab. Als er nun bei einem Bauer im Nachtlager war, in einer guten warmen Stube, da fror die Füße auf und er konnte die Hosen gut ablösen, steckte sie in seinen Ranzen und stellte die nackten Füße des Gehengten unter den Ofen. In der Nacht wurde es unruhig im Haus und bald kam der Bauer in das warme Zimmer und bat den Lanzknecht um Erlaubniß, ein frischgeworfenes Kalb da hineinstellen zu dürfen, weil der Stall zu kalt sei. Dies geschah und nun fann der Lanzknecht auf eine List um unbezahlt davon.

zu kommen: er stellte die Füße des Gehenkten zum Kalb, packte alles gut zusammen was sein war und machte sich, wie ein anderer Schelm, zum Fenster hinaus. Am Morgen, als der Bauer die roth abgeschnittenen Füße beim Kalbe sah, und keinen Lanzknecht mehr fand, glaubte er: das Kalb habe den Lanzknecht aufgefressen und lief im Schrecken zum Dorffschultheissen. Dieser berief den Gemeindrath, dieser erkannte: daß man ein so erschreckliches Kalb nicht leben lassen dürfe, sonst würde es die ganze Gemeinde auffressen, wenn es einst ein Stier wäre. Da sich aber Niemand zu ihm hingetraute, so zündete man das Haus an und mit diesem verbrannte das ganze Dorf. Darum wollten seither die Schwaben keine Lanzknechte mehr beherbergen.

Die Judenwette.

Ein holländischer Offizier mochte einen gewissen gemeinen und schäbigen Juden, der allgemein unter dem Namen Jäkul bekannt war, nicht leiden und sagte einst seinem Kameraden, er gäbe viel Geld, wenn er einmal den Jäkul recht anlaufen lassen dürfte. „Dem ist bald geholfen,“ sagte der andere, „biete nur eine tüchtige Wette an; wenn dieser Jude ein Profitschen machen kann, so läßt er es niemals fahren.“ Gesagt, gethan. So gleich giengen sie in die Judenkneipe und ließen sich mit dem Jäkul in's Gespräch. „Was gilt's, ich spucke Dir nur eine Erbse groß mitten auf die Nasenspitze, weder rechts noch links und kein Gran mehr als eine Erbs groß.“ Eine gesottene, oder ungesottene? fragte der Jude, „eine ungesottene, und es gilt zehn Gulden, hier seß' ich sie in Gold.“ Der Jude setzte auch ein Zehnguldenstück und stellte sich auf die Mensur mit verschlos-

senen Augen. Da spie ihm der Holländer nach Herzenglust das Gesicht voll, der Jäkul aber schrie in einem fort: „Oh wai geschrieen, ich hab's ja gewonnen.“

Das Gespenst auf dem Kirchwege.

Einem reichen, aber filzigen Bauern war sein Lebtag der Kirchweg ein Dorn im Auge, weil er über seinen besten Acker führte und dieser beim nassen Wetter oft schonungslos zertreten wurde. In der Jugend hatte er noch Freunde, denn er war reich und ein glücklicher Spieler, und so mochte er sich der Wegordnung lange erwehren; im Alter aber war er nichts mehr als ein reicher Geizhals, dem man zum Troz that was man konute. Da fann er auf ein Mittel. Nach und nach kam der Kirchweg in Verfall als „ung'hürig;“ es rasselte Nachts im Beinhause und gieng eine weiße Gestalt herum und der Acker des reichen Bauern kam wieder zu seinen rechtmäßigen Porten, weil kein sterbens Mensch mehr diesen Kirchweg betreten wollte. Einst war aber ein handfester Mann aus den Bergen auf Besuch in dem Dorfe und verspätete sich, so daß er, trotz allem Abrethen, den kürzesten Weg nach seinem Heimat über den verrufenen Kirchweg einschlug. Da hörte er allerdings kuriose Töne hinter sich vom Beinhause herrasseln und bald verfolgte ihn eine weiße, himmellange Gestalt, daß es ihm doch anfieng zu früselen; er gieng aber mit einem „Das walt Gott“ seines Weges und erreichte des reichen Bauern Ackerweg. Als ihm nun aber da das Gespenst auch nachfolgte, stellte er sich und, indem er sagte: „Du scheinst mir kein Gespenst zu sein, denn du bist nicht dahin gebannt, von wo du ausgehest,“ packte er die Gestalt kräftig beim Leintuche, prügelte sie tüchtig durch und ließ sie liegen.

Von jener Nacht an sah man beim reichen Bauern drei Wochen lang einen fremden Doktor alle Tage zweimal aus- und eingehen und der Kirchgang war wiederum gangbar.

Zum Bilde oben über dem Botengruße.

Ja, tanz nur junges Volk da oben,
Jungthun muß man an dir noch loben,
Doch schau' auch alles ringsum an,
Und nimm dir ein Exempel dran.

Dort steht die Kirch' — vergiß sie nie
Du junges Mädelchen, das so früh
Schon nach dem flotten Tanzplatz zieht;
Dort ist schon mancher Kranz verblüht,
Der einst beim Chor, noch feusch und rein,
Dein schönster Brautschmuck sollte sein.

Und ihr hoffärtige Bursche all!
Bedenkt: Hochmuth kommt vor dem Fall;
Der Mann da auf dem leeren Fäß,
Dem gieng es früher wohl auch was;
Jetzt lebt er von dem Klarinet
Und hat daheim ein hartes Bett.

Wer nie zu Rath zieht seine Sachen,
Sich allzeit schämt nicht mitzumachen,
Und nie geht seinen eig'nem Gang:
Der bleibt ein Aff sein Leben lang.

Und wer sein Lebtag nichts gelernt,
Die Jugendzeit nur wüst verschwärmt,
Der schaut im Alter dummi hervor,
Wie der dort mit dem langen Ohr.

Ein Mißverständniß.

Während dem Franzosenkriege standen zwei Schildwachen am Rhein. Der Franzose suchte den am jenseitigen Ufer stehenden Schwaben zu necken und schrie ihm immer „Filu!“ hinüber. Der Schwabe aber wußte nicht, daß ein Filu auf französisch

einen Spitzbuben bedeutet, und meinte, der Franzose frage ihn aus Langeweile „wie viel Uhr?“ Schrie ihm daher ganz gutmütig hinüber: „Halber vier!“

Das hölzerne Rezept.

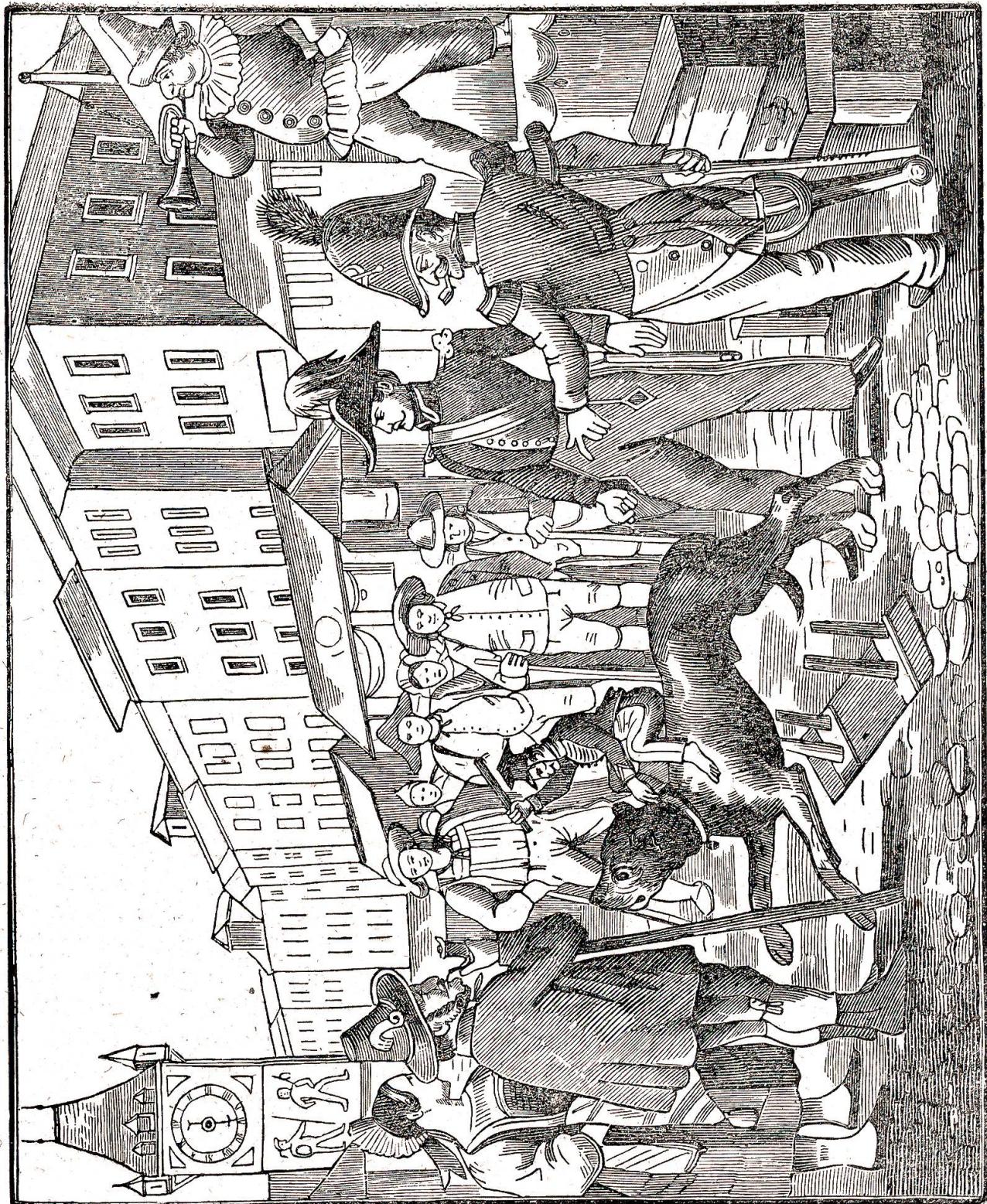
In einem Bauernhause war jemand frank, der Doktor kam und wollte ein Rezept schreiben, hatte aber sein Schreibbüchlein vergessen und schrieb nun sein Rezept, weil auch im ganzen Hause keinerlei Schreibzeug zu haben war, mit Kreide an die Stubenthüre, denn ohne Rezept hätte er auch nichts fordern dürfen für den Gang. Dem Bauern sagte er nur kurzweg: er könne es abschreiben lassen. Dieser aber wollte nicht noch für das Abschreiben zahlen, war es doch nicht für ein Stück „Bieh,“ daß der Doktor gekommen war, sondern nur für ein „Wyhervolch.“ Darum hängte er die Thüre aus, lud sie auf ein Karrli und fuhr damit vor die Apotheke.

Eine Hundsgeschichte.

(Mit einer Abbildung).

Ein alter Soldat, der in einer Fremdenlegion in Spanien gedient und bei Gibraltar ein Bein verloren hatte, wo er nach ausgestandener Heilung, mit einem doppelten Halbjahrsold und einer Stelze wie ich eine habe, verabschiedet wurde, kaufte sich dort ein junges Affschén, das an den Felsen der Festung gefangen wurde, — die einzige Affenart die in Europa wild vorkommt. Mit diesem Thierchen zog er nun in die weite Welt, lernte es Künste, hielt es freundlich und gut, denn es war sein einziger Freund und sein Broderwerb. Von Dorf zu Dorf, von Land zu Land zog er damit herum und zeigte es

Eine Hundsgeschichte.



um Geld und es machte in seinem Uhlanen-Uniformchen die possirlichsten Figuren, daß es seinem Herren oft recht ordentliche Tage verschaffte und er überall mit Ehren durchkam, ja oft recht bei Geld war. Eines Tags hatte unser Soldat eine große Vorstellung auf einem Jahrmarkte mit seinem Uhlanen-Offizierchen; alles gieng gut, man zahlte reichlich, wenn auch nach Belieben, in die viereckige Mütze des Neffchens, das im Kreis herum sammelte, bis es vor einen trozigigen Jäger in reicher Uniform kam, der einen großen Fanghund neben sich liegen hatte. Dieser stieg sogleich auf die Uniform des Neffchens zu schimpfen an und drohte seinen Hund auf den Affen mit sammt seinem Herrn loszulassen, daß alles vor Unwillen schrie und sich auf des Soldaten Partei stellte.

Da kam dieser heran, stellte seine Bank in die Mitte des Kreises, zählte zwölf Kronenthaler darauf hin und sagte zum Jäger: es gelte eine Wette, daß sein kleines Neffchen seinem Fanghunde bald Meister sein werde, wenn er ihn drauf hetzen wolle, es solle nur mit einem Stückchen Holz bewaffnet sein. Der Jäger gieng die Wette trozig ein, strich auch 12 Thaler auf die Bank, nahm seinen Fanghund am Halsband und stellte sich parat. Der Soldat gab seinem Neffchen ein kleines, dreikantiges Scheitchen von hartem Holz in's Pfötchen, zeigte ihm den Hund und setzte es demselben gegenüber auf die Bank. Auf einmal erscholl das Zeichen und der Hund schoß wie ein Wolf auf die Bank zu, rannte sie um und stolperte darüber; allein das Neffchen hatte zur rechten Zeit einen hohen Satz gemacht und saß im nämlichen Augenblick dem großen Thiere auf dem Nacken, wo es sich am Halsbande festhielt, während es ihm mit seinem Scheitchen so rasch und

kräftig auf der Nase herum trommelte, daß dieser heulend und winselnd, mit dem Schwanz zwischen den Beinen im Kreise herum lief, seinen Meister nicht finden konnte und alles „Bravo!“ schrie und den stolzen Jäger auslachte. Auf einen kurzen Pfiff sprang das Neffchen wie ein Blitz ab dem Hund, war in ein paar Säzen wieder auf dem Kopfe seines Herrn und zeigte von da aus dem Jäger ein paar Mal seine beiden Gesichter. Dieser ließ seine Thaler im Stich, das Neffchen hatte gewonnen und der Soldat eine reichliche Einnahme.

Der zärtliche Vater.

Einst mußte ich einem kuriosen Herrn auf einem Landgute Leid klagten, weil er kürzlich seinen einzigen Sohn verloren hatte. Dieser Sohn hatte 3 große Ohrenkauze gehabt, die er sehr liebte und täglich fütterte; als er nun gestorben war, vergaß man die Ohrenkauzen und einige Tage nach dem Leichenbegängnisse des Sohnes, krepirten sie daher aus Hunger. Da sagte mir der Herr Papa bei meiner Condolation: „Ach Lieget, es isch mym Ludi gut g'gange, daß er g'storba isch, denn es paar Tag nach ihm sy sini Chuza o g'storba, u wenn er das noch erlebt hätti, su wär är doch g'storba.“

Das Zürcher-Sechseläuten.

In Zürich geht's gar lustig zu
Bei ihrem Sechseläuten;

Da bleibt kein g'sunder Mensch in Ruh,
Die Stadt ist voll von Leuten.

Da zieh'n die Zünfte hin und her,
Die eine zu der andern,

Als ob die Stadt voll Narren wär,
Sieht man herum sie wandern.

Die Einen zieh'n in Prozession,
Mit Masken und mit Fahnen;
Die Andern bilden ein Ploton
Bezopfter Veteranen.
Dort kommt Hanswurst mit seiner Britsch,
In lauter Affensprünzen;
Dort ein Doktor mit seiner Spritz,
Ihm ein Klistier zu bringen;
Und Harnischmänner zieh'n heran,
Mit zentnerschweren Tritten,
Und Ritterfräulein, fein und zahm,
In zimpferlichen Schritten;
Araber, Mohr und Trokes,
Lappländer und Baschkiren,
Sieht man nebst Türke und Chines,
Mit Musik aufmarschieren.
Dann zieh'n sie all' auf ihre Zunft
Zum Schmausen und zum Trinken,
Dort halten sie Zusammenkunft
Bis daß die Sterne winken.
Da geht es oft gar witzig zu,
Mit Späßen aller Arten,
Kein Mensch denkt diese Nacht an Ruh',
Stets ist man auf den Fahrten,
Von Zunft zu Zunft, von Haus zu Haus,
Mit Bechern und Pokalen;
Hier schenkt man ein, dort trinkt man aus,
Kein Mensch denkt heut' an's Zahlen.
Hier werden Tänze aufgeführt,
Dort ist ein Trupp Schnurranten,
Da wird ein Ross vermarschandirt,
Von Juden und Vaganten;
Dann wird Theater arranschirt,
Dort ist gar eine Bühne,
Ganz nagelneu improvisirt,
Da spielt man Pantomine.
Ein Narr hält eine große Wag,
Der Zünfte Werth zu wägen;
Denn Alles gilt an diesem Tag
Des Sechsläutens wegen;

Da wird die eine Zunft gelobt,
Um ihren goldnen Becher,
Die andere wird ausgefoppt,
Als miserable Zecher;
Da schwindet mancher alte Gross,
Manch' Streit wird da geschlichtet,
Und manche Feindschaft freudenvoll
Durch Bacchus hingerichtet;
So geht es durch die ganze Nacht,
Bis an des Festes Ende,
Und wenn der neue Tag erwacht,
Reicht man sich noch die Hände.
Es wär' wohl gut wenn überall
Noch solche Feste blühten,
Schon sind bald alle im Verfall
Die alten Berner-Sitten.
Was ist aus unserm Jakobstag,
Aus dem Hirsmändig worden?
Wie wird jetzt noch der Frauentag
Gefeiert an manchen Orten!
Die Zürcher sind auch keine Tröpf,
Man sieht, daß sie sich's gönnen,
Und sind dabei auch keine Zöpf
Den Zeitgeist zu erkennen.
Allein sie wägen jedesmal
Das Neue mit dem Alten,
Und treffen dann die kluge Wahl,
Das Bes're zu behalten.
Drum lernt auch ihr den Unterschied:
Was "Schalen" heißt und "Körner,"
Es wäre wahrlich hohe Zeit,
Und werdet wieder Berner.

Preuß statt Preis.

In der deutschen Bundesfestung Mainz,
wo gleichzeitig Österreicher und Preußen,
welche bekanntlich nicht immer am gleichen
Seile ziehen, in Garnison liegen, stand ein

gutmütiger Österreicher Schildwache. Da geht ein Schulmädchen weinend vorbei. Auf die theilnehmende Frage des Soldaten: „was weinst du, liebes Kind?“ antwortete das Mädchen: „Ach, heute war Examen und ich habe keinen — Preis gefriegt. Der Österreicher verstand aber Preuß, und suchte das Kind folgendermaßen zu trösten: „Ei was, gieb dich zufrieden, was thust du mit 'nem Preuß — in n' paar Jahrle kriegst du 'nen Österreicher.“

Die Zwillinge.

An einem Orte, wo sich im Sommer viele Fremde aufhalten, sah eine Dame auf dem Spaziergange ein Mädchen, welches zwei hübsche kleine Kinder hütete. Die Dame steht still und sagt: „ach, was sind das für niedliche Kinder! Das sind wohl Zwillinge?“

Mädchen: Ja!

Dame: Wem gehören denn diese niedlichen Dinger?

Mädchen: He, d's einte ist dem Schulmeister und d's andere dem Müller.

Aus einem Chorgericht.

Pfarrer: Hört, Benz, seid Ihr der Vater des Kindes, welches des alt-Wachtmeisters Anne Marei am 27sten Horner leßthin geboren hat?

Benz: Ja, Herr Pfarrer.

Pfarrer: Wollt Ihr jetzt die Anne Marei heirathen?

Benz: Nei, Herr Pfarrer.

Pfarrer: Jä, so müßt Ihr Euch mit ihr abfinden. Ihr habt ja Mittel und ein eigenes Heimwesen. Wollt Ihr etwa der Anne Marei, die jetzt durch Euch in das Unglück gekommen ist, eine runde Summe geben?

Benz: Nei, Herr Pfarrer.

Pfarrer: He nu so de, so müßt Ihr denselben jährlich ein Gewisses geben.

Benz: Nei, Herr Pfarrer.

Pfarrer: Benz, so kommt die Sache nicht gut; was wollt Ihr denn thun?

Benz: Ich will's halt ablaugne, Herr Pfarrer.

Von der dritten schweizerischen Industrieausstellung in Bern.

(Mit einer Abbildung.)

Seit vielen Jahren hinkt der Bote allem nach, was Großes und Schönes im lieben Schweizerlande zu Stande gebracht wird. Hat er sich dann von der Bedeutung einer Sache überzeugt, so greift er zur Feder und erzählt seinen Lesern was er davon weiß. So will er es auch mit der Industrieausstellung machen.

Diese hat ihre Entstehung dem schweizerischen Handwerker- und Gewerbeverein zu verdanken. Es ist dies eine freiwillige Vereinigung von ungefähr 1000 schweizerischen Handwerkern in der ganzen Schweiz. An deren Spitze steht ein Centralcomite. Seit dem Jahr 1854 hat dasselbe seinen Sitz in Bern. Da reiste das Samenkörlein, aus dem später der schöne Baum erwuchs.

Die Vorarbeiten begannen im Febr. 1856. Vorerst wurde bestimmt, daß neben der Industrie auch die Landwirthschaft und Kunst in den Bereich der Ausstellung gezogen werden sollen. Die ökonomische Gesellschaft und die Künstlergesellschaft des Kantons Bern sicherten ihre Unterstützungen zu. Gegen eine Vergütung von Fr. 15,000 beschloß die Regierung das ohnehin wegen der Eisenbahn zu verzeichende Kaufhaus zu vergrößern und so-

dann der Ausstellungskomission auf die Dauer der Ausstellung zu überlassen.

Schon im Spätherbst 1856 waren sämmtliche Reglemente, Instruktionen, Klassifikationen &c. fertig und größtentheils vertheilt, die Finanzen durch Aktien und namhafte Beiträge des Bundes (Fr. 30,000), der Kantone (zusammen circa Fr. 10,000), so wie der verschiedenen Vereine und Gesellschaften zum größten Theil zusammengebracht. Von allen Seiten versprach man sich ein glückliches Gelingen und schon hatte man in manchen Werkstätten mit der Anfertigung der Ausstellungsgegenstände begonnen.

Da schlägt plötzlich, wie aus heiterm Himmel, im September 1856, ein Blitz in die bis dahin bestandenen politischen Verhältnisse Neuenburgs. Während einiger Monate ist das friedliche Unternehmen der Ausstellung bedroht. Raum jedoch ist der Kriegslärm und das Gerassel der Kanonen verhallt, so wird das Friedenswerk mit aller Energie wieder aufgenommen. Schon im Febr. 1856 ließen von allen Seiten Anmeldungen ein. Sie vermehrten sich im Verlaufe der Zeit auf 2050. Mitte April waren sie bereits so stark angewachsen, daß das Ausstellungskomite über die 36,000 Quadratfuß hinaus, welche das Hauptgebäude bietet, noch weitere 10,000 Quadratfuß Raum verlangte. Ein Neubau ward erkennt und in ungefähr 8 Wochen stand er zweckmäßig gebaut, wohl eingerichtet und commod mit dem Hauptgebäude verbunden da. Anfangs Mai erhielt das Ausstellungskomite die ersten Gegenstände. Da gabs nun Arbeit in Hülle und Fülle; denn obgleich das Hauptgebäude schon im Winter unter Dach gebracht worden war, so konnten die Arbeiten im Innern doch erst gegen die Mitte des Monats Mai beendigt werden. Vom frühen Morgen bis zum

späten Abend wurde ununterbrochen an allen Ecken und Enden geschafft. Steinhauer, Zimmerleute, Schreiner, Maler, Gypser, Tapazierer, Schlosser, Glaser, Spengler &c. arbeiteten an den Gebäuden; — Lithographen, Buchdrucker, Buchbinder, Spediteure, Schreiber, Handlanger &c. für die Aufstellung. Immer noch gab es Solche, die die Möglichkeit der Eröffnung im Jahr 1857 in Zweifel zogen. Man sei zu weit zurück, das Werk werde die Unternehmer, nicht aber die Unternehmer das Werk bemeistern, hieß es überall. Und wirklich, eine mühsame und zeitraubende Arbeit folgte nun auf die andere. Das Abladen, Controliren, Placiren und Deffnen der anlangenden Kisten, Colli und Pakete; das Classifiziren, Nummeriren, Catalogisiren und Bezeichnen jedes einzelnen Gegenstandes wollten nicht aufhören. Während mehr als zehn Wochen sind damit gegen 30 Personen beschäftigt gewesen. Hie und da wurden diese Geschäfte dadurch bis zum Verzweifeln erschwert, daß man die Vorschriften über die Spedition außer Acht gelassen hatte. Da langten oft zehn und mehr Kisten mit einander an, von denen Niemand Auskunft zu geben vermochte wem sie gehörten. Einige Buchstaben auf dem Deckel reichten nicht hin, um den Versender zu errathen, noch viel weniger, um den Inhalt zu wissen. Nach und nach ereditete sich freilich eines um das andere und das hat dem Boten selbst wohlgethan. Auch in den Kisten sah es hie und da sonderbar aus. Der Bote war dabei, wie einmal eine solche ausgepackt wurde, die feine Seidenhüte enthielt. Man hatte dieselben in frisches, halbgedörrtes Heu verpackt, das durch die Gärung ganz naß geworden war. Der Leser mag sich ein Bild machen vom Aussehen

dieser Produkte, die auf einen ersten Preis rechneten und in einem Zustande waren, daß man keinem Bagabunden hätte zumuthen dürfen, das feinste Exemplar aufzusezen und einen Gang durch die Stadt zu machen. Ein anderer Einsender hatte vielleicht von der schlimmen Wirkung des frischen Heues etwas gehört und, um sicherer zu gehen, seiner Gegenstand in ein altes, freilich ganz reinliches — Hemd eingewickelt u. s. w.

Auch das Geschäft des Vertheilens der Plätze war kein Schleck; denn selten gab man sich mit der angewiesenen Stelle zufrieden. Wo einmal Einer war, da wollten zehn Andere hin und mußte, wie dies unvermeidlich blieb, eine Gesamtveränderung irgendwo eintreten, so gabs lange Gesichter mehr als gut war. So viele Aussteller, so viele Interessen, Wünsche, Hoffnungen, vermeintliche Berechtigungen u. s. w. Gegen alles das gabs kein besseres Mittel als — gute Geduld.

Auf den 15. Juni war die Eröffnung festgesetzt. Leider giengen aber bis dahin kaum die Hälfte der angemeldeten Gegenstände ein; man verschob daher die Feierlichkeit auf den 27. gl. Monats. Das war der rechte Tag und dazu vom herrlichsten Wetter begünstigt. Man hatte den h. Bundesrath, die Regierung von Bern, die sämmtlichen Grossräthe des Kantons, alle Comite der Ausstellung, den Gemeinde- und Burgrath von Bern, die ökonomische- und Künstlergesellschaft, das Centralcomite des schweizerischen Handwerker- und Gewerbsvereins, das Comite des Gewerbevereins in Bern, die Präsidenten der 13 Zünfte, den akademischen Senat, den Regierungsstattleiter und Kantonsbaumeister, die Liedertafel und sämmtliche Actionäre zu der äußerst

einfachen und prunklosen Feier der Eröffnung eingeladen und sie um 9 Uhr Morgens auf der Platteforme in einen reich durch kantonale und eidgenössische Fahnen geschmückten Zug geordnet. Das bernische Cadettenkorps bildete Spaliere. Unter heiterm Spiel der Stadtmusik zog man, circa 1200 Mann stark, von der Platteforme in die Kirche zum heil. Geist, wo die Liedertafel mit wahrer Meisterschaft zur Einleitung ein heigerndes, herzerquickendes Lied vortrug und der Präsident der Ausstellung über die Bedeutung des großen vaterländischen Unternehmens eine ausgezeichnete Rede hielt.

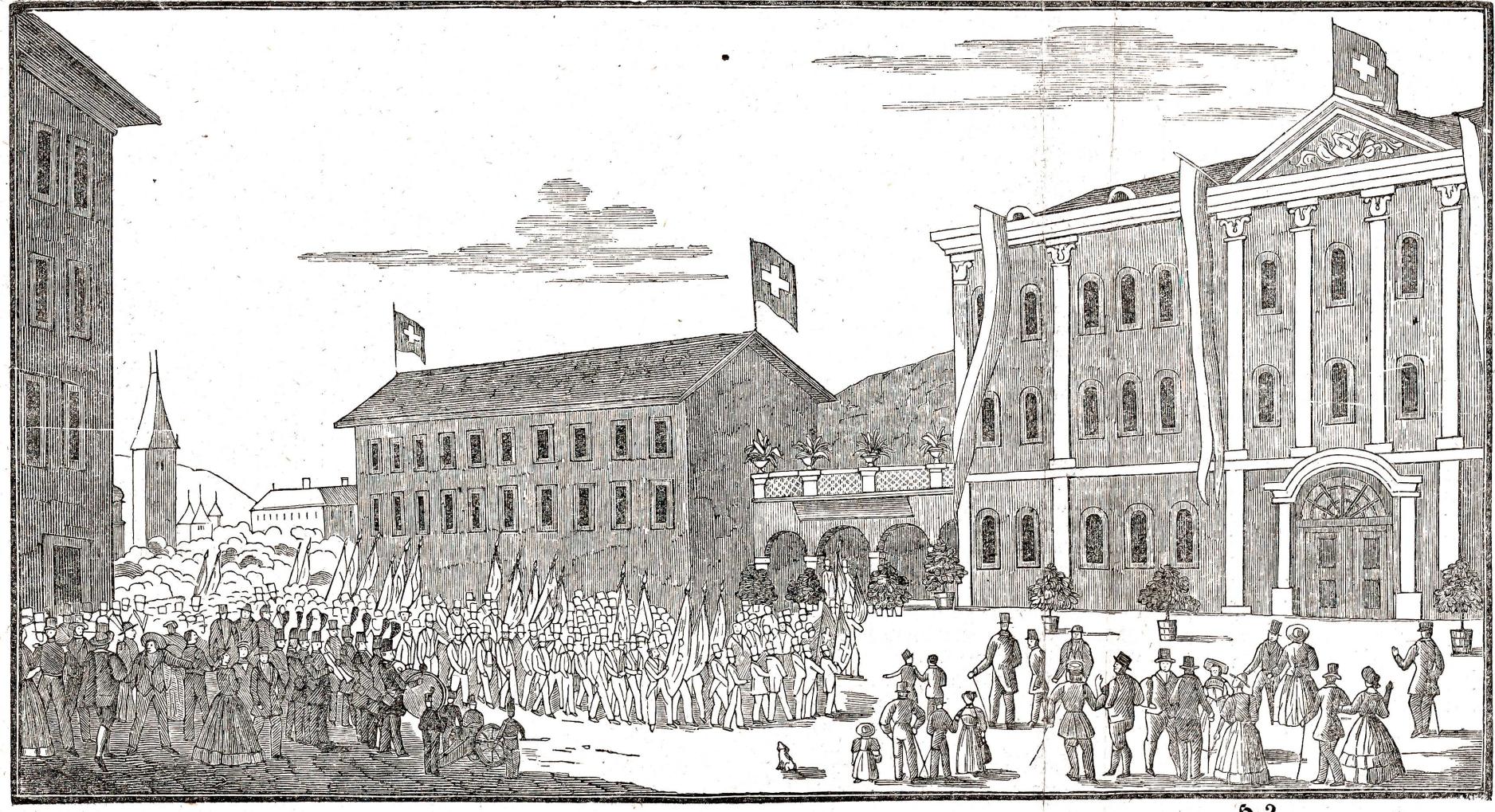
Nach vollendetem Schlussgesang bewegte sich der Zug den passend geschmückten Gebäuden der Ausstellung zu. Von der großen Schanze herab kündigten 22 Kanonenschüsse, durch die Waisenhausknaben in Bern losgefeuert, dem Publikum die Eröffnung der Ausstellung an. Am Eingang in die Gebäude empfing der Präsident des Aufstellungscomite's den Zug und geleitete denselben durch alle Säale. Eine innige Herzensfreude über das Gelingen des Unternehmens, ein Lob und ein Erstaunen über die vortreffliche Anordnung gab sich auf allen Gesichtern kund und ließ die Arbeiten und Mühen nebst allen Unannehmlichkeiten ganz vergessen. Und wirklich, wem da das Herz nicht groß wurde bei all den tausend und aber tausend Artikeln schweizerischen Gewerbesleibes, der mußte hart abgestumpft sein. Mit Recht kann da wohl mancher Aussteller sagen :

Ich bin ein Handwerkermann, ihr glaubt mich zu erhöhen

Wenn ihr mich „Herr“ begrüßet? Nein!
Sagt „Meister“ nur: denn der muß was verstehen;

Allein ein „Herr“ — kann jeder Esel sein!

Von der dritten schweizerischen Industrieausstellung in Bern.



Nur mit grösster Mühe brachte man den Zug wieder aus dem Gebäude, um ihn auch noch nach der Kunstausstellung im Bundesrathause zu führen. Auch da haben die schweizerischen Künstler durch manches prachtvolle Bild auf's Neue ihre Meisterschaft bewahrt. Kunst und Industrie gehen Hand in Hand, und überall wo sie blühen, bringen sie Wohlstand in's Land.

Ein frugales Mahl in der Enge schloss das kleine aber vollständig gelungene Fest, das so zu sagen ohne Kosten gefeiert wurde und deswegen manchen anwesenden Fremden auf's Höchste in Erstaunen setzte.

Seit der Gröfzung haben sich alle Räumlichkeiten von Tag zu Tag mehr angefüllt, so daß kein Fuß leerer Raum mehr übrig geblieben ist. Mehr als 20,000 Gegenstände sind eingelangt, einer schöner und vollendet, einer kostbarer und bewundernswürdiger als der andere. Sie vertheilten sich Ende Juli auf folgende Aussteller in den nachge-nannten Kantonen:

Aarau	70	Transport 1070
Appenzell A. R.	21	Schwyz 26
Appenzell J. R.	7	Solothurn 28
Bern	489	Schaffhausen 56
Basel-Stadt	71	Thurgau 68
Basel-Land	12	Tessin 57
Freiburg	23	Uri 7
Glarus	23	Unterw. o. d. W. 7
St. Gallen	116	Unterw. n. d. W. 7
Graubünden	37	Waadt 176
Genf	89	Wallis 37
Luzern	32	Zürich 141
Neuenburg	80	Zug 15
Transport 1070		Summa 1695

Der Besuch der Ausstellung ist bedeutend. Bis zum 1. August sind über 60,000 Per-

sonen eingetreten, darunter sehr viele Fremde. Während den Festtagen des eidgenössischen Freischießens belief sich die Zahl der Besucher durchschnittlich auf 2500 täglich. Kaum je einmal wieder dürfte die Gelegenheit kommen, wo man sich für einen Franken solche Genüsse verschaffen kann wie hier. Und doch hat man seit Anfangs August auch noch diesen Preis für die Sonntage auf die Hälfte reduziert und Schulen mit ihrem Lehrer nie über 20 Centimes per Kopf bezahlen lassen. Der Vorte ist trotz seinem hinkenden Bein einer der fleißigsten Besucher und es vergeht nie eine Stunde, wo er nicht etwas lernt, das ihm für immer lieb und werth ist. —

Eine Beschreibung auch nur der bedeutenderen Ausstellungsgegenstände würde schon ein dickes Buch anfüllen. Jeder Kanton hat da seine Hauptindustrie auf's Schönste und Großartigste repräsentirt. Argau hat prachtvolle Neiszunge und mathematische Instrumente nebst seinen Stroharbeiten, Storren, Wachstuch &c. &c.; Appenzell: unbeschreiblich schöne und viele Stickereien; Bern zeigt sich stark in der Uhren-, Eisen-, Leinwand- und Tuchfabrikation, der Holzschnitzerei und einer Menge übriger Artikel des täglichen Gebrauchs, namentlich in der Landwirthschaft; Basel hat prachtvolle Seidenbänder und schöne Webstühle; Freiburg: Glaswaren, Möbeln &c.; Glarus: gedruckte Zeuge, Tafelschiefer und andere Mineralien; St. Gallen: ausgezeichnete Stickereien, Zeuge, Möbeln &c.; Graubünden: Möbeln, Mineralien, Liqueure, Felle &c.; Genf: Bijouterien, Uhren, künstliche Blumen, Cement, Schuhe und Stiefel, Spiegelglas &c.; Luzern: Glas, Leder, Drath &c.; Neuenburg: Uhren und Uhrenmacherwerkzeuge, Chronometer, Weine, Möbeln &c.; Schwyz:

Wachswaren, Floretgespinnste, Mineralien; Solothurn: Flinthglas, Crownglas, rohes und verarbeitetes Eisen, Mineralien, besonders schönen Kalkstein; Schaffhausen: verschiedeneartige Maschinen, Instrumente, Weine, Leder, Teuchel &c.; Thurgau: gefärbte Stoffe, Garne, Werkzeuge &c.; Tessin: chemische Produkte, Mineralien, Kunstgegenstände, Floretseide &c.; Uri: Mineralien, Metallwaren; Unterwalden: Mineralien, Werkzeuge, Kunstgegenstände; Waadt: Weine, Spieldosen, Papiere, Werkzeuge, Instrumente; Wallis: Weine, Mineralien; Zürich: Seidenstoffe, Maschinen, Papierartikel, Kunstwerke, Wagen, Defen &c.

Wenn auch zu bedauern sein mag, daß die Bijouteriewaren Genfs und die Seiden-industrie Zürichs nicht so vollständig repräsentirt sind als man wünschen möchte, so wird doch allgemein zugestanden, daß die Ausstellung ein ziemlich vollständiges Bild der schweizerischen Gesamtproduktion darbietet.

Dies wollte man von Anfang erreichen. Man gedachte den einheimischen wie den fremden Besuchern eine Einsicht zu verschaffen in die Kraft und den Fortschritt unseres Gewerbswesens, die Leistungen unseres Gewerbsfleisches, die Bildungsstufe unserer industriellen Bevölkerung. Man wollte neben diesen Licht auch die Schattenseiten aufdecken, wollte sehen, wo wir noch schwach sind. Man wollte ein Examen abhalten über die industriellen und andern Leistungen des gesamten Schweizervolkes. Diese Leistungen liegen jetzt vor. Sie geben einen Beweis, daß Intelligenz, Mut, Ausdauer, daß Kraft und Opferbereitwilligkeit im Schweizervolke reichlich vorhanden sind. Solche Stützpfiler jeder Nation muß man von Zeit zu Zeit auf die Probe stellen, denn nur das Metall, welches

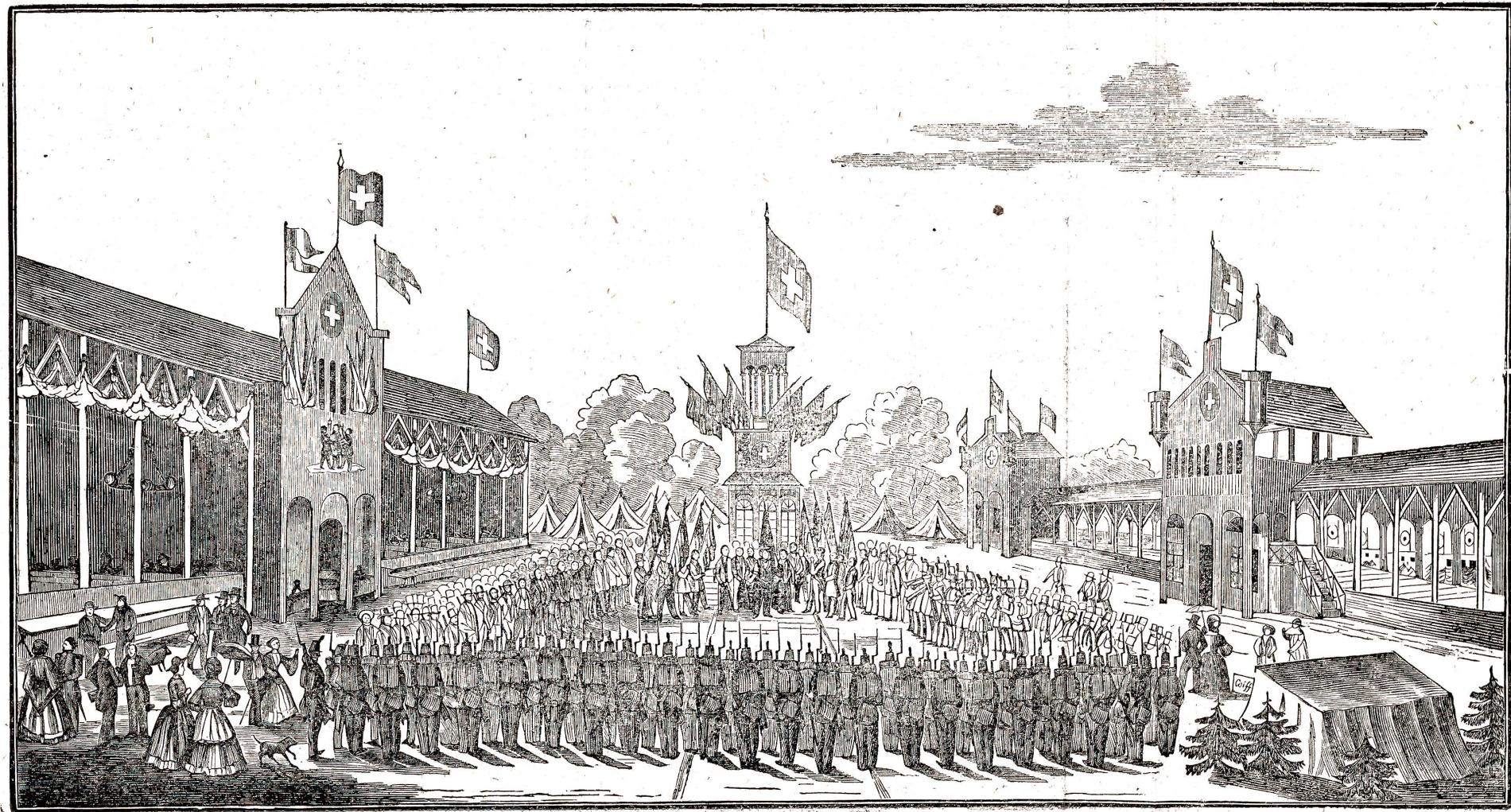
man fleißig braucht, rostet am wenigsten ein. Handel, Gewerbe und Landwirthschaft, die drei produktiven Hauptthätigkeiten, welche unter Hinzutritt der geistigen Betriebsamkeit den Begriff der Gesamtindustrie ausmachen, sind die Hauptgrundlagen des Wohlstandes, die Quellen des Reichtums jeder Nation. Je gründlicher der Betrieb derselben, desto sicherer und größer der Erfolg. Blüht die Industrie, so blüht auch der Handel; liegt sie darnieder, so leidet Alles darunter. Daß sie blühe und unserm Volke immer reichlichere Früchte trage, ist der herzlichste Wunsch des Boten.

Das eidgenössische Freischießen von 1857 in Bern.

(Mit einer Abbildung).

Innerhalb eines Zeitraums von 5 Jahren hat Bern zwei Male die Eidgenossenschaft aller Gau zu Begehung grossartiger Feste in seine ehrwürdigen Mauern gerufen, nämlich in den Jahren 1853 und 1857. Das erstere dieser Feste galt dem alten Bunde, den Erinnerungen der Vorzeit; es war die fünfhundertjährige Feier des Beitrittes des Standes Bern zum Bündniß der acht alten Orte. Das Schützenfest von 1857 galt vorzüglich der Neuzeit, dem neuen Bunde, dem festen Gebäude, in welches die Eidgenossen im Winter 1856 auf 1857 den letzten Stein eingefügt haben, und welches fortan unerschüttert bestehen wird. Beide Feste gehören zu den gelungensten, die je auf schweizerischem Boden gefeiert worden sind; beide wurden mit der Würde begangen, die einem unabhangigen Volke eigen ist; über beide fällt den Miteidgenossen das Urtheil: „Wenn die Berner etwas machen, so machen sie's recht.“

Das eidgenössische Freischützen von 1857 in Bern.



Das Schießen wurde Sonntag den 5. Juli eröffnet und Dienstag den 14. geschlossen. Der Schießplan war sehr günstig gestellt und wohl geeignet, die Schützen auf schönen Gewinn hoffen zu lassen. In der ersten Veröffentlichung des Schießplans fielen die Gaben wie folgt auf die verschiedenen Scheiben:

Waterland	Fr. 37,646
Auf die übrigen Stichscheiben (Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie, Ackerbau, Weinbau, Alpenwirthschaft), Prämien inbegriffen	" 72,650
Kehrscheiben	" 10,450
Kehrprämien	" 34,250
Feldscheiben	" 12,310
Total:	Fr. 167,306

Durch die bis zur Eröffnung des Schießens eingelangten Nachträge wurde der Plan auf Fr. 184,598 gebracht, und die während des Schießens noch eingelangten Ehrengaben ließen die Summe schließlich auf Fr. 185,475 ansteigen.

Großartig waren die Dekorationen, die Triumphbögen alle, die sich nicht nur auf dem Schützenplatz und in der Stadt, sondern auch an den Kantongrenzen auf allen Hauptpunkten erhoben; großartig aber vor Allem waren die Festhütten, welche die Festbesucher zu fassen hatten. Auf dem hinten von der Allee, auf der Seite von den schattigen Bäumen des Bremgartenwaldes begrenzten Plateau der Enge, erhoben sich die wertvollen, aber in ihrer Bauart eleganten und zierlichen Festhütten, von denen die beigelegte Abbildung eine Ansicht liefert. Ein schönerer Festplatz ist nicht aufzufinden. Die herrliche Aussicht, welche man von der Enge aus auf das reizende Narethal, die Stadt, das hügelige Mit-

telland und endlich die majestätischen Schneeberge genießt, hat wohl auch nicht wenig dazu beigetragen, in den schönen Festtagen die Gemüther auf den Gipfel der Freude zu erheben. Doch, sehen wir uns den Schießplatz selbst etwas an. Hat man den eigentlichen Haupteingang des Festplatzes passirt, so steht rechts der Schützenstand, von 550 Fuß Länge und 60 Fuß Breite. Die Höhe des Mittelbaues beträgt 68 Fuß. Ihm gegenüber wartet eine lange Reihe von 68 Scheiben auf die Schützen; es sind die 8 Stichscheiben, 50 Kehrscheiben, 8 Feldkehr- und 2 Feldstichscheiben. Die sogen. Blendungen aus kleinen Tannlein bilden einen förmlichen jungen Wald zwischen dem Schießstande und den Scheiben. Auf der andern Seite giebt die Speischtürme ihrer Nebenbuhlerin nichts nach an Größe und Raum, im Gegentheil. Sie ist 421 Fuß 5 Zoll lang, 113 Fuß 5 Zoll breit und 65 Fuß 5 Zoll hoch und fasst 3700 bis 4000 Personen. Ihr Haupteingang besteht aus einem prachtvollen dreifachen Portal, von dessen Gipfel herunter gewaltige Fahnen und Flaggen in den eidgenössischen Farben herunterwehen. Gegenüber dem Portal ist auf der hintern Seite die im Verhältniß stehende Küche angebaut, zu deren Bedienung allein es über 100 Bedienstete erforderte. Hier brodelten während des Festes den ganzen Tag hindurch 22 grosse Kochhäuser, die zusammen 2800 Maß hielten, schmorrte es auf 12 Bratpfannen, so daß in wenigen Stunden zwanzig Zentner Ochsenfleisch gar gekocht und zwanzig Kälber zu Braten umgeschafft waren. — So schmuck auch diese Küche gehalten war, so wissen wir doch noch ein hübscheres Gebäude, das der Leser ebenfalls besuchen muss, den Gabentempel, der zwischen der Schießhütte und der Speischtürme

mit prächtigen Gaben prangt, von dessen Gipfel herab während des ganzen Festes ein bunter Farbenkranz von Fahnen herunterwinkte zu der fluthenden Menschenmenge. Abwechselnd besuchten nicht weniger als 84 Fahnen das Fest; in ihrer schönsten Blüthe stand die Fahnenburg am 9. Abends, wo ihrer 62 von ihr herunterwehten. Das Gebäude des Gabentempels, in dem heimeligen Styl der Berneroberländerhäuschen aufgeführt, wurde durch zwei, sich durchschneidende längliche Bierecke gebilbet, aus dem die Fahnenburg, die auf ihrer höchsten Zinne mit Stolz das eidgenössische Schützenpannier trug, sich thurmartig emporhob. Im Innern des Tempels waren die Wände ausgeschlagen mit ungefähr 3000 fertigen Geldbeuteln, ein vierseitiger gewaltiger Tisch trug die größern Ehrengaben, unter denen besonders hervorzuheben sind: der Becher der Schweizer von Moskau, im Werthe von Fr. 1500, die in eleganten Etuis enthaltenen ersten Ehrengaben für die Scheiben Wissenschaft, Handel, Ackerbau, Kunst, Industrie und Weinbau, von der Regierung von Bern, im Betrage von je 500 Franken, das Silbergeschirr der Schweizer in Paris, im Werthe von Fr. 1500, der Becher der Schweizer in Rio di Janeiro (Fr. 400), der goldene Chronometer der Société des armes réunies in Chaur-de-Fonds (Fr. 500), die Leuchter von den Schweizern von Odessa, die 3000 Fr. enthaltende Cassette der Schweizer in New-York, die feinen Brodrien der Berner-Damen u. s. f. In ihrem Centrum wurde besonders die Ehrengabe von Burgdorf bewundert, ein silberner Becher in einem mit braunem Sammet ausgeschlagenen Etui, umrankt von einem Nebstock, dessen Trauben auf sinnige Weise durch Goldstücke gebildet waren. In den

Ecken erhoben sich Pyramiden, aus Prämientüchern zusammengestellt.

Am Vorabend des Festes, Samstag den 4. Juli, Abends 5 Uhr, kündigten die Kanonen vom Nargauerstalden herab, das Herannahen der eidgen. Fahne von Solothurn her an. Tausende von Zuschauern erwarteten in der festlich geschmückten Stadt das Symbol schweizerischer Männerkraft und Waffenehre. „Sie kommt! Sie kommt!“ rief man sich freudig zu. Voran ritt eine schmucke Dragoneresorte, es folgte die Musik der „Armes réunies“ von Chaur-de-Fonds, dann die Mutterfahne mit dem nordamerikanischen Sternenpannier und 6 andern Fahnen an ihrer Seite, umgeben von den Mitgliedern der beiden Centralcomite's von Bern und Solothurn, und hinter diesen eine muntere Schützenschaar. Auf dem Kasinoplatz brachte der frühere Festpräsident, Herr Lack, den ersten Gruß und wurde von Herrn Kurz, dem neuen Festpräsidenten, mit herzlichen Worten und kräftigem Handschlag empfangen.

Sonntags den 5. Juni erglänzte ein heller, wolkenloser Himmel über den Tausenden, die zur Stadt hineinströmten, um der Festeröffnung beiwohnen. Um 9 Uhr sammelte sich der Zug beim Münster und bewegte sich in folgender Ordnung die Stadt hinauf nach der Enge: die beiden Schülercorps, die Zeiger, in ihren rothen Röcken, die Läuter und Schreiber, die Stadtmusik, ein Zug Scharfschützen, die Centralcomite's von Solothurn und Bern mit der eidgen. Fahne, das Organisationscomite, der Bundesrat, der Regierungsrath, der Gemeinderath und Burgerrath von Bern, die Vorstände der Zünfte, das Industrieausstellungscomite, der Grütliverein und das Sängerkomite, die übrigen Comite's des Schießens, die Militärmusik, die Aktionäre,

die Schützen. Letztere marschierten bereits etwa 2000 Mann stark mit 30 Fahnen und 6 Musikcorps auf. In ihrer Mitte befanden sich die Deputationen von Hamburg (4 Mann) und von Bremen (18 Mann) beide mit ihren Fahnen, die den weiten Weg gemacht hatten, um ihre schweizerischen Waffenbrüder zu sehen. Ein Zug Militär schloß das Ganze.

In den Lauben und in den Straßen, wo der Zug durchgieng, drängte sich eine ungeheure Menschenmenge um ihn, und in den Fenstern der Häuser bildeten die festlich geschmückten Frauen einen schönen Kranz. Kein Wunder, wenn die Lebenden die Schützen ehrten, selbst der leblose alte Christoffel hatte sich ja ihnen zu Lieb als Feldschütz armirt und begrüßte jede neue Abtheilung mit einem Schuß. Unter dem Donner der Kanonen stellte sich der endlich auf den Festplatz gelangte Zug vor dem Gabentempel auf, die H.H. Präsidenten Lack und Kurz bestiegen die Stufen desselben und begleiteten mit zwei vaterländischen, von tiefem Ernst und heiterer Freude durchwehten Reden die Übergabe der Fahne, die dann mit ihren Kindern, den 30 Schützenfahnen, auf die Zinne der Fahnenburg hinaufstieg, während das Lied: „Rufst du mein Vaterland!“ von der tiefergriffenen Menge gesungen und von der Musik begleitet wurde. — Das nachfolgende Mittagsmahl in der Festhütte würzte die Musik mit den ergreifenden Tönen der Ouvertüre zum Tell und dann Herr Oberst Kurz mit dem Toast: „Den ersten Gedanken unserer Mutterkönigin, dem Vaterland! Das Vaterland lebe hoch!“ Bald darauf donnerte der Signalschuß zum Schießen und nun giengs los im Schützenstand, daß es eine Freude war. Am Abend rückte die erste Gesellschaft ein, die von Basel-Stadt. — Der Montag war

der Tag der Neuenburger, die 1500 M. stark, mit 5 Fahnen, vereint aufzogen. Da wurde die Unabhängigkeit der neuen Bundesbrüder gefeiert mit begeisterten Reden, mit Gesang, Musik und Strömen von Ehrenwein. Außer den Neuenburgern langten die Gesellschaften von Biel, Courtelary, Schaffhausen, Winterthur an, die Hauseschützen machten den Schweizern eine Fahne mit den Stadtfarben von Bremen zum Geschenk, und von den Schweizern in London und Paris erschienen Abgeordnete, um ihre Fahnen im Schatten der Mutterfahne flattern zu lassen, sie dann neugestärkt wieder mitzunehmen in die Fremde. — Dienstag den 7. Juli erschienen die Simmentaler mit ihrer schönen Ehrengabe für die Scheibe Alpenwirtschaft, einem prachtvollen Rind, sammt Glocke, geführt von einem stattlichen Senn, Kunz von Wimmis. Diesem Küher wurde beim Mittagessen die Ehre zu Theil, durch den Festpräsidenten auf die Rednerbühne geführt zu werden und aus dem Ehrenbecher trinken zu dürfen. Fast in allen Reden ehrte man heute den Ackerbau und die Alpenwirtschaft, den wackern Bauernstand der Schweiz. An diesem Tage zogen auch die Freiburger mit ihrer Kantonsfahne und mit der Fahne von Murten ein. — Am Mittwoch war der Ehrentag der Urschweiz; die Männer der Waldstätte, die so oft in böser Zeit Bern zu Hilfe eilten, kamen nun billiger Weise auch an das schöne Fest und brachten herzliche Grüße aus ihren friedlichen Thälern. Am Morgen um 10 Uhr erschien das Panner von Uri, das Herr Landschreiber Lüscher am Schlusse seiner feurigen Kraftrede mit dem der Fahne selbst in den Mund gelegten Verse übergab: „Liebe Eidgenossen! ich flehe, ja ich bitte: setzt mich zwischen Neuenburg und

Bern in die Mitte!" Den Uernern folgten 100 Männer von Dahinten mit der Kantonal-fahne Graubünden, dann ein Zug von 400 Waadtländern, geführt von Oberst Ch. Beillon. Die verschwisterten Panner von Obwalden und Nidwalden erschienen Nachmittags, gleich nach ihnen die Tessiner und dann die Zürcher mit der Kantonsfahne und 9 Gesellschaftsfahnen. Endlich die Luzerner, geführt von Nationalrath Bon-matt. — Am Donnerstag statteten die Bundesbehörden den Schützen in der Fest-hütte einen republikanischen Besuch ab, um zu sehen, wie sie eigentlich mit ihnen zufrieden seien, und zugleich brachten die Schützen von Glarus, Appenzell, St. Gallen, Basel-Land und Aargau starken Zu-wachs. — Freitags hatten die Schützen beim Mittagessen eine nicht minder will-kommene Visite; es waren nämlich die hübschen „Meiteli“ aus dem Oberaargau und Emmenthal in großer Anzahl vertreten und nahmen Theil an dem gemüthlichen, ruhig verfließenden Fest. So verflossen auch die übrigen Tage dieser Woche, unter emsi-gem und erfolgreichem Schießen, unter Ankommen und Scheiden lieber Brüder, unter Freudeäußerungen über unsere Freiheit, unsere Einigkeit, über die abgewendete Kriegs-gefahr, und endlich unter gemüthlichem Fest-hüttenleben, das durch keine Unordnung, durch kein Wort des Zankes, kann man sa-gen, getrübt wurde. — Den zweiten, in das Freischießen fallenden Sonntag feierten die Schützen durch einen Feldgottesdienst auf dem Festplatz. Den Altar bildeten Trommeln, die vor dem Gabentempel aufgestellt wurden. Herr Pfarrer Gütter dankte in erhebender Predigt dem Lenker der Völkerschicksale für die treue Hüt, mit der er das Schweizerland

und das Schweizervolk bis hieher durch Freud und Leid führte und ferner führen möge. — Bald darauf erschien die letzte Kantonalfahne, die noch gefehlt hatte, die von Schwyz. Nach dem Mittagessen besuchten die Schweizer, als älteste Söhne der Schweiz den jüngsten Sohn, die Neuenburger. Ihr Worführer stellte dem Taufkinde als „Götti“ den General Dufour und den Dr. Kern vor, die das Wiegenkind mit freundlichen Reden begrüßten. Dann trat der berühmte Sänger Mengis aus Wallis auf und sang ihm zu Ehren das Lied: „Rufst du mein Vaterland“ mit herr-licher Stimme.

Das Schießen gieng Dienstags den 14. Juli Abends zu Ende. Welche Ausdehnung es genommen hatte, beweisen folgende Zahlen. Es wurden 3916 Stichdoppel gelöst mit Fr. 127,060; ferner 348,029 Rehrmarken 30 Centimes, welche also 104,408. 70 ein-trugen; endlich 82,413 Feldfehrmarken mit Fr. 24,723. 90.

Die Preisvertheilung fand am folgenden Vormittag statt. Folgendes sind in jeder der acht Stichscheiben die beiden ersten Gewinner:

Vaterland: 1) Tschanz, Scharfschützen-hauptmann, von Siegriswyl, in La Chaux-de-Fonds, mit 13 Theilern. (Gabe der Schweizer in New-York, Fr. 3000.)

2) Fierz, Friedrich, von St. Gallen, mit 20 Theilern. (Ehrengabe des Großen Rathes von Neuenburg, Fr. 2500.)

Wissenschaft: 1) Siegfried-Locher, Negotiant, in Thalwyl, Kant. Zürich, mit 9 Theilern. (Ehrengabe der Regierung des Kant. Bern, Fr. 500.)

2) Mettler, Arnold, Dr. Med., zu Stein am Rhein. (17). Ehrengabe des Burger-rathes der Stadt Bern, Fr. 400.

Kunst: 1) Hofmann, Bend., von Muri,

bei Bern. (16). Ehrengabe der Regierung von Bern, Fr. 500:

2) Girard, Louis, von Aigle, Waadt. (51). Ehrengabe der Regierung von Tessin, Fr. 400.

Handel: 1) Wysser, Johann Albert, aus Appenzell. (15). Ehrengabe der Regierung von Bern, Fr. 500.

2) Haquet, Henri, von St. Immer. (32). Ehreng. der Schützengesellschaft Biel, Fr. 400.

Industrie: 1) Galli, Wilhelm, von St. Gallen. (28). Fr. 500, von der Regierung des Kantons Bern.

2) Zwygart, Simon, v. Moudon (Waadt). (30). Ehrengabe der Schützengesellschaft des Amtes Konolfingen, Fr. 200, der Schützengesellschaft Renan, Fr. 100, und 12 Levantine-Kravatten von den Gebrüdern Wälti in Schöftland, Fr. 100.

Ackerbau: 1) Delessert, D., von Moudon, Kant. Waadt. (5 Theiler). Ehrengabe der Regierung von Bern, Fr. 500.

2) Wyss, Friedrich, Apotheker, in Zug. (38), von der Compagnie des Mousquetaires der Stadt Neuenburg Fr. 300, und von der Schützengesellsch. Interlaken Fr. 100.

Weinbau: 1) Guison, Emil, v. Avenches, (25 Th.), von der Regierung v. Bern, Fr. 500.

2) Zimmerli, Rudolf, von Aarburg (40), von den Wirthen von Bern Fr. 400.

Alpenwirtschaft: 1) Küng, Georg, von Wolfshalden, Kant. Appenzell (49), das Kind der Simmenthaler, nebst Glocke, geschenkt zu Fr. 600. (Durchs Voos.)

2) Schweizer, Georg, in Lichtensteig, Kant. St. Gallen (49), von der Saline von Schweizerhalle Fr. 400.

Schützenkönig im Kehr war Friedr. Knuti, Sohn, in Basel, mit 287 Nummern; ihm kam zunächst Samuel Bänzinger, in Wald, mit 212; der dritte war Edvard Landwing,

aus Zug, mit 142; der vierte Johann Bär, von Männedorf (Zürich), mit 135; der fünfte Emil Pfeiminger, von Stäfa (Zürich), mit 123 Nummern; den besten Schuß im Kehr, mit 0 Theilern, hat Junod, Jules, in Locle.

Aber nicht nur in der Schießhütte wurde Großes geleistet, sondern auch in der Speisehütte. Das beweisen folgende getreue Angaben über den Verbrauch: Während des ganzen Freischiesens wurden nämlich in der Festhütte verzehrt ungefähr (eher mehr): 75,000 Flaschen Schützenwein, 8000 Flaschen Kartäusler, 8000 Flaschen Rheinauer, 8000 Flaschen 1854er Lavaux, 7000 Flaschen andere und fremde Weine (Walliser, Neuenburger, Champagner &c. &c.), zusammen 106,000 Flaschen; darin ist nicht begriffen der Ehrenwein; ferner: 12,000 Fässchen Bier zu 15 Maß (180,000 Maß), 21,000 Pfund Brod, 40,000 Pfund Fleisch, 13,000 Pfund Pastetchen, 350 Pfund Kaffee. Dazu kommt noch das bedeutende Quantum, welches die Privatwirtschaft in der Enge verbraucht hat.

Nach der Preisvertheilung wurden die Fahnen heruntergenommen, der Zug bewegte sich unter Kanonendonner in die Stadt zur Wohnung des Herrn Obersten Kurz, bei dem die eidg. Schützenfahne für zwei Jahre ruhen soll. Der Festpräsident richtete ein rührendes Abschiedswort an die Menge und der Sänger Mengis ließ als Schlusschoral die Nationalhymne: „Rufst du mein Vaterland“ noch einmal ertönen. — Das war der Schluss des unvergesslichen eidgen. Freischiesens von 1857.

Klare Begriffe.

Hans: Säg Köbi, het de di Grossmutter o Chinder g'ha?

Köbi: Wer? Mi Grossmuetter? du Narr,

wie wett i das chöinne wüsse? Mi Großmutter ist jo lang g'storbe, göb i uf d' Welt cho bi.

Im Spitale zu N.

Doktor: Guten Tag, Krankenwärter! Was machen denn die Kranken im Saale Nr. 1, denen ich gestern Arznei verschrieben habe?

Krankenwärter: Sechs sind in der Nacht gestorben.

Doktor: Aber ums Himmelswillen! ich habe ja doch sieben eine Arznei verschrieben.

Wärter: Ja wohl; aber einer hat nicht eingenommen; der lebt noch.

Lenn'mi marsch.

Als die Franzosen wieder über den Rhein zurückgejagt wurden, verfehlte ein Detașement den rechten Weg um nach Bacharach am Rhein zu kommen; der Oberst schickte daher einen Offizier auf das Feld hinaus um einen Bauern zu fragen, wo sie seien; da der Offizier aber der Gegend nicht recht traute, so schrie er dem Bauern nur von weitem fragend zu: „par ici pour Bacarac?“ Der Bauer meinte, er schreie ihm einen Toast auf die Pariser zu und antwortete mit „Leck m'r im A...!“ Darauf sprengte der Offizier zum Detașement zurück und meldete: der Bauer habe geantwortet: „l'ennemi marche“ (der Feind ist im Anmarsch), worauf sich Alles über Stock und Stein dem Rhein zu flüchtete, ohne mehr nach Bacharach zu fragen.

Der Einzug in den neuen Bärengraben. (Siehe nebenstehende Abbildung.)

Was doch die Eisenbahnen nicht alles zu unterst und oberst kehren! Eine ihrer ersten sichtbaren Wirkungen in der Bundesstadt war

die Verlegung des alten ehrwürdigen Bärengrabens, wo die vierfüßigen Symbole des Stadtwappens seit Jahrzehnten ungestört ihren harmlosen Freuden lebten und das Publikum auf wohlfeile Weise belustigten. Dieser Graben musste ausgefüllt werden, damit fortan die Lokomotive darüber hinbrausen könne. Die nothwendige Folge davon war, daß man den muntern und possirlichen Thieren, auf deren gesicherte und behagliche Existenz jeder wackere Berner so großen Werth setzt, eine andere schickliche Wohnung antweisen mußte. Einen sehr geeigneten Platz fand man am andern Ende der Stadt, außerhalb der großen Nydeckbrücke. Nachdem das alte Bärenpaar einige Tage vorher in aller Stille nach dem neuen Lokale gebracht worden war, fand Mittwoch den 27. Mai 1857, Nachmittags 2 Uhr, die Züglete der vier kleinen Bären mit einem gewissen festlichen Gepränge statt, dessen sich männiglich, Alt und Jung, herzlich freute.

Schon um die Mittagsstunde wurde es in den Lauben ledendiger als gewöhnlich. Zahlreiche Gruppen bewegten sich die Stadt aufwärts nach dem alten Bärengraben, andere abwärts dem neuen zuwandernd; die Fenster längs den Hauptstrassen, durch welche der Zug der ganzen Stadtlänge nach gehen mußte, füllten sich mit neugierigen heiteren Gesichtern. Als endlich der Hahn an dem altberühmten Zeitglockenturm 2 Uhr gekrählt, drängte sichs zu beiden Seiten der Straßen so massenhaft, daß man im eigentlichsten Sinne des Wortes hätte auf den Köpfen gehen können, Alles froh, Alles scherzend, als ob jede Sorge vor den vierfüßigen Tageshelden entwichen wäre. Jetzt aber durften diese auch nicht mehr länger auf sich warten lassen, und kaum hatte die Stunde auf allen Thürmen ausgeschlagen,

Der Eingang in den neuen Bärengraben.



als der stattliche Festzug an dem altehrwürdigen Christoffel vorbei in die Spitalgasse einlenkte. — Voraus marschirten die Waisenhauskadetten. Ihnen folgte, aufrecht und alleingehend, ein stattlicher Muß, der den Vorwurf der Bärenunhöflichkeit aufs allerschlagendste zu widerlegen sich bemühte; seine Bordertäzen wußten in zierlichster Weise Naschwerk und Küßhände auszutheilen, während die mächtige Schnauze die höflichsten Grüße nikten..... Hinter diesem vierfüßigen Tanzmeister folgte die Stadtmusik, in der malerischen Tracht des 16. Jahrhunderts mit der schwarz-rothen Stadtfarbe; unter den runden schwarzen Hütchen, von denen die rothe Feder nikte, schauten bärige Gesichter hervor, die ihren Instrumenten alterthümliche Volksmelodien zu entlocken wußten. Und endlich dann die Hauptssache, der Wagen mit den Festhelden, gezogen von einem prächtigen milchweisen Sechsgespann, auf jedem Sattelpferde ein Reitknappe, ebenfalls in mittelalterlicher Tracht und der Stadtfarbe. Born auf einem erhöhten Sitz saß zwischen der franz. Tricolore und dem russischen Adler abermals ein Muß, die eine Borderpforte ernsthaft auf einen Speer gestützt, in der andern eine Nuthe haltend, an der allerlei Naschwerk hieng, zum Beweise, daß die Berner-Bären ebenso gut als die bürgerliche Jugend mit Liebe und Ernst erzogen werden. — Von den Fahnen überwimpelt und von Kränzen bedeckt lagen hinter diesem Muße zwei große Kisten, in welchen hinter leichten Gittern die vier Mußchen saßen.

Das neue Quartier reichlich mit Fahnen und Kränzen ausgeschmückt, war ebenfalls von einer harrenden unzähligen Menge umdrängt; die hoffnungsvolle Jugend, die unten im Gewühle keinen Platz mehr gefunden,

hieng droben auf den Nesten der Linden- und Platanenbäume. Als der Zug endlich angelangt, wurde er von einer in der Bärenwärterwohnung verborgene postirten Musik mit dem alten Bernermarsche begrüßt, während von der Höhe des Muristaldens herab die Kanonenschüsse der Waisenhausknaben krachten. Hierauf wurden die angekommenen Bewohner des Bärengrabens, einer nach dem andern, unter Instrumententusch und Böllersalven in den für sie bestimmten Zwingerraum gebracht. Erst nachdem alle vier beisammen waren, fiengen sie mit höchst ernsthafter Miene an, die neue Wohnstatt zu untersuchen und, wie es schien, sich die immer steigende Zufriedenheit durch höchst bezeichnende Pantomimen einander mitzutheilen. Endlich schaute einer in die Höhe und erblickte die mitten im Hofraume stehende Tanne mit Apfeln und Äpfeln behängt. Langsam schlendert er dem Stamme zu und schwingt sich mit Auffengeschwindigkeit die nächsten Astes hinauf. Als bald hieng der ganze Rudel in den Zweigen, um unter den drolligsten Veranstaltungen und vom schallenden Gelächter der Zuschauer begleitet, der süßen Beute habhaft zu werden. Die Böller krachten zum letzten Mal, die Musikbanden stimmten das letzte Stück an, um sich dann am „Chrenweine“ zu erlaben. Die Zuschauermenge aber lachte und drängte sich um die Zwingerbrüstungen bis in die sinkende Nacht hinein.

Eheliche Fassung.

Am Sonntage.

Hans zu seinem Nachbar: Säg, Peter, wie geit's deheim? Di Frau isch, wie mer d's Züsi g'seit het, neume übel z'wäg?

Peter: He fryli, isch sie. Sie het's sit dreien Tage im Chopf und im Buich. B'erst

chlagt si über Chopsweh und druf geit's obsig
u midsig, daß es e grüüssligi Sach ist.

Hans: Was seit de der Dokter?

Peter: Dä schüttlet der Chops. Wo n'er
vorhi vom Nenni furtgange-n ist, so het er
zu mer g'seit: Peter, es steit hös, machet ech
uf Alles g'faßt.

Hans: Peter, du chast mi diure.

Am Dienstage.

Hans: Wie steit's deheim?

Peter: He, wo der Dokter hütt wieder
ho ist, so het er mer him Weggah g'seit:
„Peter, i wünsche 'n ech Glück, eui Frau ist
g'rettet.“ Dä Challi, für was ha 'n i mi de
bruiche z'fasse?

Wie du in den Wald schreist, so tönt
es wieder heraus.

Ein ausgedienter Corporal, der lange
Jahre in ausländischen Kriegsdiensten gestan-
den, kam nach Hause zurück und wußte den
Leuten auf dem Dorfe allerhand Kurzweiliges
zu erzählen. Dabei aber war er etwas prah-
lerisch und übermüthig, rühmte über die
Mäzen, wie gut er es draußen gehabt und
tadelte gar vieles, besonders auch an der
Nahrung und Rost, die er jetzt bekommie.
Er war ein gar großer Liebhaber von Meer-
fischen, von denen man, wie er sagte, in der
Fremde für ein Spottgeld so viel habe essen
können, als einen gelüstete. Eines Tages
fragte er des Abends beim Schoppen den
Wirth des Dorfes, ob er bei ihm nicht Stock-
fisch bekommen könnte, das sei so ein b'sun-
gerbar gutes Fressen. Der Wirth antwortete:
Nein, das habe er nicht, hier verlangen die

Leute sonst nur etwa eine Schnitte Hammel
oder ein Würstli und etwas Geschlämet's;
wenn es aber dem Herr Corporal besondere
Freude mache, so wolle er am nächsten Din-
stage vom Markte ein Stück Stockfisch heim-
bringen und es ihm zurecht machen, so gut
es etwa in seiner ordinäre Küche möglich sei.
„Gut so, dabei bleibt's,“ war die Antwort.
Der Wirth hielt Wort, und bereitete einige
Tage darauf dem Corporal eine gar appetit-
liche Platte Stockfisch. Dieser ließ sich die
Lieblingsspeise wohl schmecken undmunterte
den Wirth auf ebenfalls mitzuhalten. Der
aber fragte nicht viel nach dem seltenen Ge-
richte, bedankte sich und sagte, er esse nicht
gerne Stockfisch. Dieser Abschlag erzürnte
den Corporal, so daß er in seinem Unmuthe
sagte: „Das ist nicht recht, wenn Brüder
einander nicht gerne haben.“ — Der Wirth
merkte die Grobheit wohl, blieb aber ganz
ruhig und antwortete: „Immer noch besser,
als wenn sie einander fressen.“ — Der Cor-
poral stckte die Antwort ein, die übrigen
Gäste lachten und der Schulmeister sagte im
Weggehen: „Wie man in den Wald schreit,
so tönt es wieder zurück.“

Sprüche und Verse.

Wer ist es der aus Rohr die erste Flöt'
erfand?

Wer grub den ersten Vers auf eines Baumes
Rinde?

Wer schuf das erste Bild aus Schatten an der
Wand?

Die Liebe ist es — Liebe wirkt geschwind
Und langsam der Verstand,